+
68

Off 488

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
„ 3 „	2 „ — „	3 „ — „	4 „ — „

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ꝛc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

Jos. Stöber sc.

Friedrich Kinds

ausgewählte Erzählungen

Vierter Theil

C. H. Ritter

Wien, 1816.

Im Verlage bey Katharina Gräffer u. Härter.

Universitäts-Bibliothek
GIESSEN

I.

Jung gefreyt.

Ferdinand M. hatte von seinen Ältern einiges Vermögen ererbt, und gehörte daher zu den Begünstigten, die ihre akademischen Jahre ohne bängliche Besorgnisse, ohne Erniedrigung, verleben können. Sein gebildeter Verstand, sein ausgezeichneter Fleiß, erwarb ihm die Achtung seiner Lehrer und Bekannten, so wie sein makelloser, gefälliger Charakter den Zutritt in die Gesellschaften der Vornehmern.

Schon hatte er, ohne jemahls von seinen, ziemlich strengen Grundsätzen im mindesten abzuweichen, seine Studien, wie man das zu nennen pflegt, vollendet, und nur seine gefaßte Vorliebe für das akademische Leben, nur der Wunsch, sich demselben ganz zu widmen, hielten ihn noch zurück; als, ganz wider sein Wissen und Wollen, eine zärtliche Neigung sich seines Herzens bemeisterte.

Er war durch den Consistoriakrath H., den er bey zunehmendem Alter in seinen Arbeiten unterstützte, schon vor einigen Jahren in die, demselben

verwandte Familie des Kaufmanns L. eingeführt worden, wo man ihm auf das freundschaftlichste entgegen kam. Zu einiger Vergeltung machte er sichs zur Pflicht, die Lectüre der schon erwachsenen, sehr reitzenden Tochter zu besorgen, und dieß um so mehr, weil der Vater von allem, was nicht zum Waarencours gehörte, wenig Notiz nahm, und die Mutter mit dem Stolze auf ehemahlige Schönheit einen hohen Grad von Leichtsinn, eine rastlose Sucht nach rauschenden Vergnügungen verband.

Wenn Amalie — so hieß die Tochter — sich öffentlich zeigte, sah sie sich immer von einem Kreise schmeichelnder Bewunderer umgeben; doch so wenig ihre mädchenhafte Eitelkeit diesen Triumph verschmähte, so schien sie doch nur Ferdinanden einige Vorrechte einzuräumen.

Er bemerkte diese Auszeichnung anfänglich mit stiller Freude, betrachtete sich gewisser Maßen als Amaliens Lehrer, und war weit entfernt, für sein oder Amaliens Herz hier Gefahr zu ahnen. Erst, als einige seiner ältern Freunde ihn, bald scherzweise, bald ernsthafter, mit seinen öftern Besuchen im L—schen Hause aufzogen, machte er sich ein größere Wachsamkeit zur unerläßlichen Pflicht, ei Entschluß, den er doch nicht durchgängig auszufü ren vermochte! Wie sehr er sich auch sträubte, gab es doch bald ein Buch abzuhohlen, bald ei neuen Almanach zu überbringen; bald stand A lie, blühend, wie der daneben stehende Rosenst

und freundlich nickend am Fenster, bald traf er sie auf einem der beyderseitigen Lieblingsspatziergänge, bald lud man ihn zu einem Geburtstage oder andern Familienfeste ein; wie war es ihm möglich, die liebenswürdige Freundinn kaltsinnig zu vermeiden?

Einst an einem schönen Sommerabende brachte ihm das Stubenmädchen im L — schen Hause ein Billet. Es war nicht von Amalien selbst, sondern von ihrer Mutter, geschrieben; man wünschte auf den morgenden Tag seine Begleitung bey einer Spatzierfahrt nach A.

Das Mädchen, sonst ein sehr rasches, quecksilbriges Wesen, sah ihn, während er las, einige Mahl bedeutend an; dann fuhr sie, wie verstohlen, nach der Schürze, als gäbe es ein Thränchen abzutrocknen. Verwundernd fragte er nach der Ursache ihrer Traurigkeit; doch sie wollte nichts verrathen. — „Ach mein armes Mamsellchen" — seufzte sie nur wie vor sich; und kaum hatte er versprochen, sich einzufinden, so war sie auch schon über alle Berge.

„Nehmen Sie unsern innigsten Dank," — bewillkommte ihn des andern Morgens die Mutter — „daß Sie vorzüglich heute uns nicht verschmähen. Ich hoffe nun gewiß, es wird alles gut!"

„Warum vorzüglich heute? und was soll gut werden?" — entgegnete er mit Verwunderung.

Madame unterrichtete ihn nun, daß der Sohn

eines fremden, Tonnen Goldes reichen Wechslers um Amaliens Hand angehalten habe; daß der Gemahl auf Eingehung dieser Verbindung bestehe; daß aber die Tochter — Gott möge es wissen, aus welchen Gründen? — durchaus nichts hören und lieber sterben, als sich einem Manne aufopfern wolle, den sie nicht liebe. — „Rufen Sie Malchen ab, und reden Sie ihr zu, daß sie vernünftig sey" — schloß Madame die Erzählung. — „Der Wagen muß gleich da seyn; unfehlbar ist sie längst mit der Toilette fertig."

Schon einige Augenblicke hatte die Dame geendigt, und Ferdinand stand noch immer, ohne ein Wort zu erwiedern, ohne zu gehen. Jetzt erst sprach sein Herz deutlich, was es ihm so lange verschwiegen hatte, und zum ersten Mahl strömte sein Blut etwas unruhiger. — „Sie ist Braut?" — fragte er langsam, und sah betroffen auf den Boden.

„So gehen Sie doch, lieber M." — versetzte die Mutter lächelnd — „hätte ich doch nimmermehr Ihre Freundschaft für so warm, Ihre Theilnahme für so innig gehalten!"

Jetzt erst besann sich Ferdinand, und ging tiefsinnig auf Amaliens Zimmer. Er klopfte; keine Antwort. Er öffnete leise die Thür; die reitzende Freundinn war noch nicht fertig, wie die Mutter geglaubt hatte. In der Fülle ihrer noch nicht völlig verschleierten Reitze stand sie vor einem Putzspiegel, und trocknete sich mit einem Tuche die Augen.

Ferdinand, von ihrem Anblick bezaubert, blieb schweigend in weiter Entfernung stehen, ohne bemerkt zu werden. — „Ach wie meine Augen feuern!" — sagte Amalie im unschuldigsten Tone vor sich — „Wie entsetzlich werde ich aussehen!" — Erst als sie das reiche, schön geflochtene Haar mit dem goldenen Dianenpfeile durchstochen, und das verhüllende Tuch um sich geschlagen hatte, wagte es Ferdinand, ihr, wie erst eintretend, guten Morgen zu sagen, und sie — breitete überrascht, erschreckend, beyde Arme gegen ihn aus, die doch alsbald wieder herabsanken.

Er entlockte ihr nun nach und nach durch sanfte Besorgniß das ihm schon von der Mutter anvertraute Geheimniß; seine Tröstungen wurden immer inniger, immer zärtlicher, und schon schwebte auf seinen und Amaliens Lippen ein süßes Geständniß, als der Wagen rasselnd anfuhr, und die erröthende Geliebte unter den schmelzendsten Blicken ihn erinnerte, es sey hohe Zeit, die Mutter nicht länger ohne Gesellschaft zu lassen.

Ziemlich verstimmt stieg der Vater, liebreich die beyden jungen Leute betrachtend, die Mutter, zwischen Lächeln und Weinen getheilt, Amalie, mit klopfendem Herzen Ferdinand in den Wagen; aber, trotz des paradiesischen Morgens, trotz der arkadischen Gegenden, worauf die Mutter mehrmahls auf-

merksam machte, wollte keine heitere fortdauernde Unterhaltung gelingen. Und kaum war man ausgestiegen, als der Alte Ferdinanden auf die Seite nahm, und ihn, unter Beziehung auf das, was er vermuthlich schon von der Mutter gehört haben werde, ersuchte, Amalien sachdienliche Vorstellungen zu machen, indem man wohl wisse, wie viel sie auf sein Urtheil gebe. Achselzuckend, stockend, verlegen, konnte dennoch Ferdinand diesen Dienst des geachteten Hausfreundes unmöglich verweigern, und ehe er sichs versah, waren die Ältern weit zurückgeblieben, und er mit Amalien wieder allein.

Beyden Theilen schien das vor kurzem abgebrochene Zweygespräch gleich anziehend gewesen zu seyn, und es war daher auch in kurzem wieder angeknüpft. Zärtliche Blicke, zärtliche Händedrücke, wurden aufs neue gewechselt; die schlanken italienischen Pappeln rauschten, der Sonnenschein buhlte mit den Blumen, die Nachtigallen schlugen, und — unweit eines sanftplätschernden, mit dem Nahmen Laura's bezeichneten Quells, gestand man sich die lang verschwiegene, gegenseitige Neigung.

Amalie erklärte, von süßer Begeisterung ergriffen, den heroischen Entschluß, jeder, dieser Liebe drohenden Gefahr, ja selbst dem Tode standhaft zu trotzen: Ferdinand, dessen ruhigere Phantasie ihm eine weniger schreckbare Zukunft zeigte, hielt es für rathsam, vor allen Dingen die Mutter mit in das Bündniß zu ziehen, welche dann wohl mit der

Zeit auch des Vaters Einwilligung zu bewirken vermögen werde.

Herr L. hatte indessen mit dem Gärtner, der ihm zuweilen Sämereyen abkaufte, ein weitläufiges Gespräch angesponnen, und die Mutter suchte, um der langen Weile zu entfliehen, die Liebenden wieder auf. Man fand sie so heiter, so gütig gestimmt, daß man ihr sogleich das Geschehene anvertraute. Durch Vorstellungen und Bitten, durch Schmeicheleyen und Amaliens Thränen überwältigt, gab sie mit mütterlicher Rührung ihre Einwilligung, und versprach sogar freywillig die thätigste Verwendung bey dem Gemahl. Auch gestattete ihre Lebhaftigkeit keinen Verzug. Sie suchte den verlassenen Gatten wieder auf, und — was gelingt nicht einem verständigen Weibe? — trotz des gefürchteten hartnäckigen Widerspruchs, ward der alte Herr so bald zur Vernunft gebracht, daß er nicht nur die Mahlzeit mit der Gesundheit der Liebenden ganz unvermuthet beschloß, sondern auch seiner Tochter beym Zurückfahren, mit der jovialsten Laune und einer, ihm nicht sehr geläufigen Galanterie, den, vorher in eigener Person eingenommenen Ehrenplatz im Grunde des Wagens überließ.

Berauscht von dem Abschiedskusse, lieblich umschwärmt von Gefühlen, die auch das Herz eines jungen Mannes von Grundsätzen, gleich spot-

tenden Amoretten, umgaukeln, wenn er sich zum ersten Mahl geliebt weiß, kehrte Ferdinand erst spät nach Hause, und seine Träume waren nur Fortsetzungen der angenehmen Begebenheiten des verflossenen Tages. Doch als er zur gewohnten Stunde erwachte und am geöffneten Fenster die kühle Morgenluft einathmete, da schien auch die ihm sonst gewöhnliche, kühlere Übersicht der Dinge bey ihm wieder einzukehren, und, so sehr das Herz sich entschuldigte, so behielt doch am Ende der Verstand völlig die Oberhand. Jetzt erst fiel es ihm bey, daß er sich vor allen Dingen um ein Amt bewerben müsse; jetzt erst wunderte er sich über die Nachgiebigkeit der Ältern in seine und Amaliens, doch ein wenig unbedachtsame, Wünsche; jetzt schien es ihm ausgemacht, daß er seinen Geist noch in mancherley Hinsicht anbauen und bereichern müsse, und bald war es ihm klar, daß unter einigen Jahren an eine Heirath schwerlich zu denken sey. Seine Unruhe wuchs, da er auf einer Seite an Amaliens schon mannbares Alter, auf der andern an die Unmöglichkeit dachte, von ihren Ältern, auch wenn sie dazu bereit wären, für sich selbst eine Unterstützung anzunehmen, und er hätte wohl noch lange sich mit Zweifeln und Entwürfen gepeinigt, wäre nicht in diesem Augenblicke, ganz wider Gewohnheit, der Consistorialrath selbst eingetreten, der ihm, mit einem Glückwunsche zu Erlangung der jüngst erledigten Professur, einen Brief des Ministers G.

überbrachte. Etwas Näheres über die Sache wußte der Consistorialrath nicht anzugeben; doch schmeichelte er sich mit dem Glauben, daß bloß sein eigenes Ansehen bey seinem alten Gönner und seine Empfehlung die unerwartete Beförderung Ferdinands bewirkt habe.

Die Ehre dieses Antrags erhob Ferdinands Seele, und der Augenblick, in welchem er eintraf, verdoppelte seine Freude. Er überschüttete den Überbringer mit Versicherungen seiner Dankbarkeit, und faßte augenblicklich den Entschluß, den Brief des Ministers bey Amalien zu erbrechen, um auch die Geliebte eben so angenehm zu überraschen, wie er selbst überrascht worden war.

Kaum hatte der Consistorialrath sich wieder entfernt, als Ferdinand zu Amalien flog. Der Eingang des Schreibens: „der Minister habe Ferdinanden durch einige seiner anonymisch herausgegebenen Abhandlungen philologischen und pädagogischen Inhalts, so wie durch die Zeugnisse mehrerer akademischer Lehrer, auf das vortheilhafteste kennen gelernt, und finde sich daher, als Curator der Universität, bewogen, ihm die erledigte Professur zu übertragen" — versetzte zwar Mutter und Tochter in das froheste Erstaunen, doch kam es Ferdinanden vor, als habe der Consistorialrath schon geplaudert. Man las weiter — „diese Stelle, nebst dem damit verknüpften Gehalt, werde daher Ferdinanden hiermit sofort conferirt; doch hege der

Minister zugleich das Vertrauen, er werde sich dagegen entschließen, seinen Neffen auf einer Reise durch England, Frankreich und Italien zu begleiten" — und die Gesichter der Zuhörerinnen schienen sich ein wenig zu verlängern. Doch bald war man wieder gefaßt. Die Mutter hielt die Trennung der Liebenden freylich für hart, doch, bewandten Umständen nach, für unvermeidlich; Amalie weinte an Ferdinands Brust Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich; der Vater, den man endlich auch herzugerufen hatte, fand wenigstens das gut, daß die Stelle, und vorzüglich die Besoldung, sofort conferirt worden sey.

So waren denn vor der Hand alle Theile zufrieden! Ferdinand nahm, zumahl da ihm der Neffe des Ministers als ein sehr gesitteter Jüngling bekannt war, beyde Anträge dankbar an. Man hielt für gerathen, die Verlobung bis zur Rückkehr geheim zu halten. Die Liebenden schenkten sich Ringe, Haarlocken, Gemählde, und von Amaliens Klagen, von der Mutter schönen Redensarten, von des Vaters Lehren über das Verhältniß der Münze gegen Papiergeld u. s. w. begleitet, stieg Ferdinand mit dem jungen Grafen G. in den Wagen.

Die Reise ging zuerst nach Italien. Als die Reisenden zu Venedig in einem der ersten Hotels abgestiegen waren, verwunderten sie sich nicht we-

nig, in dem Nebenzimmer deutsch, und sogar den Dialect ihrer Provinz, zu vernehmen. Die im Auslande weit größere Anhänglichkeit an Landsleute, selbst die Neugier, vermochte sie, ihren Nachbarn einen Besuch zu machen. Sie erkannten in ihnen den Sohn eines reichen Banquiers aus der Residenz, und einen alten erfahrnen Handlungsdiener, der jenem zum Mentor diente. Der Reiseplan, der diesen beyden vorgeschrieben war, stimmte fast ganz mit dem ihrigen überein.

Der junge Fritz Heimfeld, ein blühender, lebensfroher Jüngling, war nur um einige Jahre älter, als der Graf, und man konnte ihn nicht sehen, ohne ihn wegen seiner Gutherzigkeit, wegen seines offnen Betragens, wegen seiner nie versiegenden Heiterkeit, für den angenehmsten Gesellschafter zu halten. Der Commis, der diese Reise schon ehedem einmahl gemacht hatte, verbarg unter einem trockenen Äußern, Erfahrung, vielseitige Menschenkenntniß und practische Lebensklugheit, so daß bey ihm selbst Ferdinand manches zu lernen fand. Man kam bald überein, so lange es Zeit und Umstände erlaubten, die Reise zusammen zu machen, und war bald so an einander gewöhnt, daß man, um sich nicht trennen zu dürfen, auch über Zeit und Umstände zuweilen hinweg sah.

Während man auf diese Weise Italien und Frankreich durchstrich, erhielt Ferdinand zuweilen von Amalien Briefe, voll Versicherungen der treue-

sten, sehnsuchtsvollsten Liebe, die in ihm nur um deßwillen einige Unruhe erweckten, weil sie gar zu leidenschaftlich und fast ein wenig romanhaft klangen. Doch Liebe ist immer zu entschuldigen bereit, besonders getrennte Liebe! Ferdinand versuchte daher, um nicht kälter zu scheinen, auch seine Zärtlichkeit in schönklingenden Phrasen auszudrücken, woraus denn freylich manchmahl — eine Predigt in Jamben entstand! Dessen ungeachtet fühlte der gute Mann weit wärmer und inniger, als er, aus einem sonderbaren männlichen Stolze, der Geliebten, ja sich selbst eingestehen mochte, und seine Besorgniß war daher sehr groß, als er, nach der Ankunft in England, zwar andere Briefe, aber keinen mehr von Amalien, empfing.

Seine hierdurch entstehende Unruhe, seine Sehnsucht nach dem Vaterlande, theilte sich jetzt, am Ziele einer fast dreyjährigen Reise, nach und nach auch seinen Gefährten mit. Man verkürzte den Aufenthalt in England um einige Wochen, und bestieg mit inniger Freude ein nach den vaterländischen Küsten absegelndes Schiff.

Schon längst hatte der schlaue Heimfeld Ferdinanden eine gewisse Herzensbeklemmung abmerken wollen, und ihn zuweilen, wenn sie dem Rebensaft der Fremde gebührende Gerechtigkeit widerfahren ließen, freundlich damit geneckt. Jetzt, an einem frischen Morgen, da Ferdinand auf dem Verdeck trübsinnig auf die Wellen hinabschaute, die ihn

zu seiner Amalie tragen sollten, trat der junge Versucher mit verstellter Theilnahme zu ihm und sprach: „Ich fühle ihren Kummer, mein Freund; ich theile ihre Sehnsucht. Darum vertrauen Sie sich mir; ich verstehe Sie — denn auch ich liebte — aber ach! unglücklich!"

„Sie?" — erwiederte Ferdinand lächelnd — „Wie alt sind Sie denn?"

„Drey und zwanzig anjetzt, doch, so wie Sie mich hier sehen, schon einmahl in meinem sechzehnten bis über die Hutschnur verliebt."

„Ihr Roman muß interessant seyn!"

„Wenigstens belehrend! Ich war einen ganzen Monath lang fest entschlossen, meine ganze Lebenszeit im strengsten Cölibat zuzubringen."

„Darf man fragen, wer die Grausame war?"

„Hören Sie die Leiden des jungen Heimfelds! — Ich war erst sechzehn Sommer alt, unschuldig und nichts weiter; da reiste ich mit meinem Herrn Papa auf die Messe. In der Woche gab es natürlich stets zu arbeiten; dafür schmausten wir aber auch Sonntags weidlich, und ich versäumte niemahls den großen Ball, wozu ich von einer bekannten Familie regelmäßig eingeladen wurde. Ich sah mich anfänglich fast blind an den vielen hübschen, aufs anlockendste herausgeputzten Kinderchen, bis ich endlich die Eine, Einzige, bald auch Vielgeliebte, erblickte. Fast mir an Jahren gleich, gewachsen, wie eine Nymphe, an Anmuth und Holdseligkeit Ey-

theren wenigstens gleich, Summa Summarum, wie sich von selbst versteht, ein leibhafter Engel, schwebte sie an der Hand eines Herrn in Uniform zephyrleicht bey mir vorüber; ihr feuriger Blick traf von ungefähr mich Armen; ich war außer mir, doch — als ich mich erhohlt hatte, keck genug, sie um einen Tanz zu bitten. Die Göttinn war viel zu artig, es auszuschlagen. Ich Seliger walzte mit ihr. Die Erde schwankte unter meinen Füßen; ihr Busen klopfte an dem meinigen, ihr Nelkenathem streifte an meine Wange — kurz und gut, mein Herz, mein Herz war fort!"

„Und wie ging es weiter?" — fragte Ferdinand ein wenig neugierig.

„Kurz von der Sache, ich war sterblich verliebt — mithin auch stumpf und dumpf für alle Geschäfte! Selbst meinem Vater konnte das nicht entgehen. Am Montag Morgens überraschte er mich, als ich, statt Ziffern, Figuren zu englischen Tänzen mahlte; des Mittags hatte ich gerechnet: zweymahl eins ist eins; des Nachmittags hatte ich zwey falsche Louisd'or für gut angenommen. — „Es ist nicht richtig mit dir" — sagte Papa kopfschüttelnd am Abend, und ich mußte beichten. Gern hätte mein Vater etwas väterlichen Ernst spüren lassen, hätte er nur nicht über mich lachen müssen! — „Je nun" — sagte er endlich schmunzelnd — denn Sie müssen wissen, man hielt damahls den Vater des Mädchens noch für sehr solid — „wir wollen über-

legen! Die einzige Tochter — der Vater Kaufmann — ein gutes, recht gutes Haus — ich werde mich erkundigen! Jetzt freylich ist an Ernst nicht zu denken — doch, wie bald vergehen drey, vier Jährchen! Anpochen lassen könnte man immer vorläufig; denn die reichen, und dabey hübschen Mädchen gehen reißend ab!"

„Mein Papa ist nicht gewohnt, ein Negoz lange aufzuschieben. Die eingezogenen Nachrichten lauteten gut; er ließ — anpochen, durch einen Sensal, der als solider Unterhändler bekannt war; ich schwamm auf Rosenwolken der Hoffnung! Doch, o Jammer! o Entsetzen! o Höllenschmerz! das Anpochen war dießmahl umsonst und Demoiselle bereits die Braut eines Barons, vermuthlich des Herrn in der rothen Uniform!"

„Darf man nicht fragen?" — unterbrach ihn Ferdinand, und rutschte ungeduldig auf der Schiffbank hin und her.

„Hören Sie das Ende!" — versetzte Heimfeld. — „Sie können leicht denken, daß ich mich anfänglich dem eiskalten, kohlschwarzen Tode mit Haut und Haar ergeben wollte, und treulich erfüllte ich ein Gelübde, wenigstens in vier Wochen kein Billard zu spielen. Nach und nach aber goß die Zeit lindernden Balsam in mein verwundetes Herz. Ich fluchte einige Monathe, so oft ich einen Officier sah; dann machte ich eine Reise nach Böhmen, und da ich zurückkam, war die Sache vergessen!"

„Ich gratulire Ihnen"

„Was ich herzlich annehme" — schloß Heimfeld — „denn noch vor Jahresfrist erhielten wir sicher Aviso, daß es mit dem Vater der weiland Geliebten wanke, daß die Frau Mutter in gar keinem vortheilhaften Rufe stehe, daß der Herr Baron auf Reisen gegangen, und mein Schätzchen nachher mit einem verarmten Cammer-, sodann wieder mit einem Kraut-Junker, Braut geheißen habe. Zuletzt, kurz vor meiner Abreise — denken Sie sich selbst unser Erstaunen! — ließ ihr Herr Vater nun bey uns eine freundliche Anfrage präsentiren, die wir aber, wie sich versteht, mit Protest zurückschickten!"

„Sie reisten einen Monath früher, als wir, ab?" — fragte Ferdinand in Gedanken.

„Einen Monath, allerdings!"

„Nun ich gratulire nochmahls!" — versetzte Ferdinand abbrechend — „Sehen Sie einmahl! ist das dort nur eine Wolke, oder wäre es wirklich schon Land?"

So sehr sich auch Ferdinand bemühte, einen ihn beunruhigenden Verdacht gänzlich zu verbannen, so sehr er es sich aus einander setzte, es könne ja unmöglich also seyn; so blieb doch von diesem Gespräch ein Stachel in seinem Herzen zurück. Einige Nebenumstände trafen doch wirklich recht sonderbar zu; im L—schen Hause hatte man ihn doch in der

That ein wenig übereilt, und — wenn auch Amalie krank war, warum schrieb nicht wenigstens ihr Vater, ihre Mutter?

Noch bänglicher ward ihm ums Herz, als er in Hamburg auf eingezogene Erkundigung erfuhr, daß Herr L. vor einiger Zeit insolvent verstorben sey, und der, bloß in sein Inneres verschlossene Kummer machte ihm sogar die Trennung von seinen Reisegesellschaftern und von seinem Zöglinge weniger fühlbar. Mit immer steigender Ungeduld sah er die Thurmspitzen des heimathlichen Musensitzes aus den Gebüschen hervorragen; kaum ausgestiegen, eilte er in das L — sche Haus, und fand es von Fremden bewohnt! Seine nähern Bekannten bedauerten ihn, wegen Verlusts eines bei L. stehen gehabten Capitals; er erfuhr, daß die Mutter in ein entferntes Städtchen zu einer Verwandtinn gezogen, Amalie aber, kurz vor Ausbruch des Bankerotts, mit einem holländischen Hauptmann auf und davon gegangen sey. —

Kaum vermochte er bey Hinterbringung dieser Nachricht seine Fassung zu behalten. Er hatte Amalien für ein gutes Mädchen gehalten; er hatte sie redlich geliebt. Daher war auch sein Schmerz tief und innig, und nur angestrengte Beschäftigung, noch mehr aber, eine nähere Kenntniß von Dingen, wovon er vorher, theils weil man seine Verbindung nicht kannte, theils weil man ihn für einen Hausfreund und mit diesen Umständen längst für bekannt

hielt, nichts erfahren hatte, gaben ihm nach und nach seine vorige Ruhe wieder.

Amalie war allerdings die eitle, gefallsüchtige Thörinn gewesen, welche ihm Heimfeld, ohne von seiner Bekanntschaft mit ihr zu wissen, geschildert hatte. Ihre Mutter hatte ihr frühzeitig in den Kopf gesetzt, daß sie, bey ihren Reitzen und glänzenden Vermögensumständen, wenigstens auf die Hand eines regierenden Grafen des, damahls noch heil. römischen Reichs Anspruch zu machen habe. Man both in dieser Absicht alles nur Mögliche auf, begnügte sich jedoch mit einem Reichsfreyherrn, weil er zugleich Gardeofficier war. Dieser sowohl, als seine Nachfolger, benutzten die Thorheit der Mutter und die Coquetterie der Tochter bloß zu Erreichung ihrer Wünsche, ohne je an Erfüllung der, ihnen gewisser Maßen abgedrungenen Versprechungen zu denken. Schon fing man an, über L — s Vermögensumstände zweifelhaft zu werden; schon war ein Fähnrich, der Amalien bey einer Schlittenfahrt ewige Liebe geschworen hatte, gleichergestalt treulos geworden, als man sich auf Heimfelds ehemahligen Antrag besann, und davon, wo möglich, noch Vortheil zu ziehen versuchte. Die recht schön vergoldete abschlägige Antwort brachte sowohl Mutter, als Tochter, fast zur Verzweiflung, und man warf nun die Angel nach Ferdinanden aus, dessen Vermögen man als ziemlich ansehnlich kannte, und von dessen bevorstehender Anstellung man eben durch den Const-

torialrath einen Wink erhalten hatte. Man suchte sich seiner, so bald nur möglich, zu versichern, und obschon die dreyjährige Reise nicht in dem Plane lag, so söhnte man sich doch bald damit aus, theils, weil vorauszusehen stand, daß Ferdinand seine Besoldung durch L. werde erheben lassen, theils auch, weil man gar nicht abgeneigt war, die flüchtige Jugend noch bestmöglichst zu genießen. Amalie versagte sich, versteht sich, mit gehöriger Vorsicht, nach Ferdinands Abreise kein rauschendes Vergnügen, und ihr Ruf war schon längst gänzlich gesunken, als dieser, durch den Glauben an ihre Tugend noch sehr glücklich, durch die heiligsten schriftlichen Versicherungen von ihrer Treue noch fest überzeugt war. Der ausgebrochene schimpfliche Bankerott vollendete das tragische Lustspiel; Amalie warf sich mit Freuden einem Spieler in die Arme, der sie in die große Welt einzuführen versprach.

Ferdinand, sehr zufrieden, bloß mit Verlust eines Capitals von einem unglücklichen Ehebündnisse, von Schande und Kummer befreyt worden zu seyn, warf sich nun, um das falsche weibliche Geschlecht zu vergessen, mit dem größten Eifer auf sein Studieren. Doch glückte es ihm weit besser, seinen Nahmen in kurzem rühmlich bekannt zu machen, als die Neigung für das Schönste auf Erden gänzlich zu unterdrücken.

Er lernte nach einigen Jahren ein sittsames, reitzendes und wohlhabendes Mädchen kennen, der er, und die ihm, von Herzen gewogen ward. Ohne Zweifel hätten die Ältern nichts einzuwenden gehabt; doch Ferdinand setzte sich vor, nicht eher um ihre Hand anzuhalten, bis seine neueste Abhandlung — über die Gynecäen der Perser und Meder — vollendet seyn würde. Dieß verzögerte sich von Monath zu Monath. Endlich ward die Abhandlung fertig, ja sogar von einer Akademie gekrönt! Jetzt dachte Ferdinand ernstlich an einen noch lieblichern Lohn, und erfuhr mit großem Erstaunen, daß die Auserkorne, gerade in dieser Woche, ihren glücklichen Gatten mit dem ersten Söhnlein erfreut habe!

Drey Jahre später führte ihn der Zufall mit einer noch sehr hübschen Dreyßigerinn zusammen, die von jedermann für sehr brav, für sehr klug, für sehr haushälterisch, gehalten ward. Er selbst glaubte, mit ihr gewiß glücklich zu werden, und war fest entschlossen, sie morgenden Tags um das Jawort zu bitten, als sie bei einer Gevatterschaft, wozu auch er eingeladen ward, nach seiner Meinung etwas zu frey gekleidet erschien. Dieß lief seinem System schnurstracks entgegen; er gab augenblicklich jeden Gedanken an sie auf.

Abermahls nach drey Jahren ließ ihm eine reiche, noch sehr liebenswürdige Witwe ihre Hand antragen. Alle seine Freunde riethen ihm zu; er selbst sah diese Verbindung für eben so ehrenvoll, als

vortheilhaft, an, hatte sich auch schon gegen den vermittelnden Freund ziemlich bestimmt erklärt, als er mit ihr und einigen Fremden das Attelier eines berühmten Künstlers besuchte. Die muntere Witwe verweilte hier vor einem Apollo einen Augenblick länger, als Ferdinand für zulässig hielt, und — er schrieb ein zweytes, Alles wiederrufendes Billet!

Jetzt trat eine gänzliche Windstille ein, während welcher sich Ferdinand von der Welt, wie die Welt von ihm, völlig zurückzog. Eine alte Haushälterinn, die zucht-, ehr- und tugendbelobte Jungfer Sara Krümelin, besorgte seine Wirthschaft. Sein immerwährender Umgang waren Pergamentbände; sein Vergnügen nach der Mahlzeit eine Canarienhecke, die er, um doch auch was Lebendiges um sich zu haben, zwischen seinen Fenstern angelegt hatte; seine Kurzweil des Abends ein schnurrender cyprischer Kater. der Günstling der Ausgeberinn.

Schon seit langer Zeit hatte der junge Graf G. und Heimfeld, die beyde längst verheirathet waren, Ferdinanden zu sich eingeladen; schon oftmahls hatte er einen Besuch versprochen, ohne vor mannigfaltiger Arbeit dazu kommen zu können. Endlich, an einem schönen Herbsttage, da er eben den letzten Bogen eines, mit unglaublicher Mühsamkeit vollendeten Werkes in die Buchdruckerey geschickt hatte, fühlte er mehr als je das Bedürfniß, seine Freude

über die gelungene Arbeit jemanden mitzutheilen. Aber ach! Sara Krümelin, von Zahnschmerzen übel geplagt, wandelte mit verbundenem Gesicht, wie eine Scheuche, im Hause herum; das schönste Hähnchen der Hecke hatte leider! den Pipps, und selbst Peter war übler Laune, und krellte den Streichelnden ins Gesicht.

Jetzt fühlte er auf einmahl, daß es nicht länger so auszuhalten sey, und beschloß augenblicklich, dem dumpfen Kerker der Studierstube auf einige Zeit zu entfliehen. Noch in derselben Stunde bestellte er einen Wagen nach der Residenz, und, obschon am andern Morgen das Einpacken und das Reisen überhaupt ihm ziemlich unbequem dünkte, so schämte er sich doch vor sich selbst, und setzte sich mürrisch ein. Sein lustiger, bald blasender, bald pfeifender, Postillion, die reine Luft, das buntgemischte Laub, der helle Himmel, kurz Alles, was ihn umgab, schien ihn zur Freude zu ermuntern. Seine Brust erweiterte sich allmählich, und je weiter er kam, desto leichter, desto fröhlicher schlug sein Herz, desto empfänglicher und geselliger ward seine Stimmung. Als nun vollends der silberne Fluß, und, von ihm umarmt, die grünenden Rebenhügel sich vor seinen Augen ausbreiteten, da schien selbst der Wagen ihm eine Art von Gefängniß. Er ließ den Schwager auf der Poststraße langsam hinfahren, und schlenderte träumend durch die, wie mit Guirlanden geschmückten Weinbergsgassen.

Noch

Noch war er kaum ein Viertelstündchen gewandelt, als ein froher, lieblicher Gesang seine Schritte hemmte. Sein Herz war jetzt der Freude, dem Mitgefühl, der Sehnsucht geöffnet; die Stimme war eine weibliche. Er stäubte hastig seinen Reisehut, seine Stiefeln ab, zog die von der Jungfer Krümelin gefältelten Manchetten behutsam hervor, und faßte den Muth, die Sängerinn aufzusuchen.

Die Thür des Weinbergs stand glücklicher Weise offen; er war erst einige Stufen gestiegen, als ein naseweises Spitzchen ihn bellend bewillkommte, und dann eilfertig zurücksprang, als wollte es den Fremdling anmelden. Er ging weiter, und immer freundlicher, immer einladender, immer idyllenartiger schienen ihm alle Umgebungen. Auf einem umzäumten großen Rasenflecke stand ein alter, hoher Birnbaum mit goldener Frucht und weit herabhängenden Zweigen. Darunter lagen drey muntere, von Gesundheit strotzende Kinder, zwischen drey bis acht Jahren, und balgten sich mit einem ehrwürdigen, fast über seine Natur gutmüthigen Ziegenbocke. Dieser lehnte sich jetzt mit instinctmäßiger List rücklings aufsteigend an den Baumstamm, und schüttelte, mit gewaltig wackelndem Barte, an den Ästen, bis eine Birne herabfiel. Die Kinder fingen sie auf, und der Bock kam stutzend herzu, um sein bescheidenes Theil von der Beute zu empfangen.

Ferdinand wußte nicht, wie ihm geschah. Er mußte lachen, und doch traten ihm Thränen in die

Augen. Jetzt ließ das bellende Hündchen sich aufs neue hören, und zog Ferdinands Augen auf eine Bank, wo er ein aufgeschlagenes Buch und ein Strohhütchen gewahrte. Eben hatte der Wind das Band davon losgespielt, und wehte es ihm durch das hohe Gras, wie eine Zauberschlange entgegen. Er bückte sich, es zu haschen, und erblickte, sich aufrichtend, die muthmaßliche Besitzerinn. Sein Herz, sein Athem, schien einen Augenblick zu pausiren, er glaubte noch nie ein freundlicheres Gesichtchen, ein niedlicheres Geschöpfchen, gesehen zu haben. Dieß schwarz gelockte Tituskopfchen, diese blühenden Wangen, diese dem Kuß entgegenschwellenden Lippen, diese feurigen, schelmischen, und doch so schmachtenden Augen, dieser fast üppige, und doch so harmonische Wuchs, bildeten ein so reitzendes Ganzes, daß Ferdinand, der sonst so besonnene Ferdinand, glühend roth ward, und, sehr verlegen, ein ziemlich altfränkisches Compliment stotterte.

Das freundliche Wesen wußte ihn mit unbeschreiblichem Wohlwollen sehr bald auf den rechten Weg zu bringen; ein gleichgültiges, und doch für Ferdinanden sehr anziehendes, Gespräch war in kurzem angeknüpft; eine Einladung, wenigstens einige Trauben hier zu genießen, um das Recht künftiger vorüberziehender Wanderer nicht verjähren zu lassen, folgte. Schon eilte die gastfreundliche Grazie nach einigen nahestehenden Stöcken, um eine verschiedenfarbige Auswahl schöner Trauben abzuschnei-

den; schon fühlte sich Ferdinands Brust so gestärkt, so wohlthätig beklommen, und schon wollte der Gedanke, daß diese seine Reise und die Veranlassung dazu, das Zahnweh der Haushälterinn, der Pipps des Canarienvogels, das Krellen der Katze, daß sein Einfall, zu gehen, nebst der offenstehenden Weinbergthür, kein Spiel des blinden Zufalls seyn möge, sich bey ihm festsetzen, als die nette Winzerinn dem zu laut werdenden ältesten Knaben zurief: „He, Ferdinand, sag' doch dem Vater, er solle herabkommen!"

Ferdinands Träumerey war augenblicklich unterbrochen; es ward ihm zu Muthe, als hätte ihm jemand kaltes Wasser ins Gesicht gesprengt, und kaum folgten die Sprachwerkzeuge seinem Willen, als die junge Dame das in ein Fruchtkörbchen verwandelte Strickkörbchen ihm tändelnd vorhielt.

„Ferdinand heißt der Kleine?" — fragte er, um doch etwas zu sagen.

„Ja wohl, Ferdinand! Der Nahme ist hübsch — meinen Sie nicht? — und von einem Freunde meines Mannes, der Pathe war, und ein recht guter, grundgelehrter Mann, aber, daß sich Gott erbarme! auch ein recht verstockter Hagestolz seyn soll!" — Sie lachte, und hätte durch ihre Schelmerey den gegenwärtigen g r o ß e n Ferdinand vermuthlich ganz aus der Fassung gebracht, wäre nicht in demselben Augenblicke ein junger Mann — — Nahmens Heimfeld erschienen, der, sobald er Ferdinanden erkann-

te, mit großen Sprüngen herzuflog, und ihn mit ausschweifender Freude umarmte.

„Ey Herr Professor M. . . wohl selbst?" — sagte die kleine Frau etwas verlegen, war aber schnell wieder in Ordnung, und drückte die beyden Männer mit ihren runden, weißen Armen noch fester an einander.

Man kann sich leicht vorstellen, welch ein Fest des Wiedersehens nun begann! Man machte sogleich aus, daß unter vierzehn Tagen an kein Weiterreisen zu denken sey; ein Arbeiter mußte die Kutsche herbeyschaffen; Alt und Jung half den Koffer abpacken, und unter lautem Jubel wurde Ferdinand in das freundliche Gaststübchen feyerlich eingewiesen.

Ferdinand konnte es, da er nach dem Abendmahle auf sein Zimmer kam, und von dem hohen Weinberghause herab die weite Mondscheinlandschaft überschaute, kaum begreifen, daß es, wie doch bey Tisch ausgerechnet worden war, schon zwölf Jahre sey, seitdem er den Grafen auf die Güter begleitet, schon acht Jahre, seitdem ihm Heimfeld einen Gevatterbrief zugeschickt habe. Er mochte aber die einzelnen Perioden, an welche sich seine Erinnerung knüpfte, zusammenrechnen, so oft er nur wollte, es gab immer dasselbe Facit, so wie sich auch immer der Gedanke damit verband, er habe diese Jahre nicht viel besser, als die zwar arbeitsame, aber

auch menschenfeindliche Spinne in ihrem bestäubten Gewebe, verlebt. Er schlug heftig das Fenster zu. — „Und wenn ich morgen ein Mädchen finde, wie Madame Heimfeld" — sagte er zu sich selbst, und kleidete sich schnell aus — „so soll sie mein Weib werden, und wäre es die Tochter von Heimfelds Winzer!"

Nur die Ermüdung ließ ihn bald und fest einschlafen, und als er erwachte, zischelten schon Heimfelds Kinder vor seiner Thür, die, als er diese öffnete, mit großen Ruthen hereinsprangen, um ihm zum Pavillon, wo das Frühstück auf ihn wartete, nach Standesgebühr vorzureiten. —

Ferdinand verlebte nun unter diesen guten, fröhlichen Menschen die heitersten Stunden seines Lebens; Heimfelds offener, biederer, und doch, wo es seyn mußte, eben so fester, als sonst gefälliger Charakter; Fränzchens — so hieß die niedliche Hausfrau — Kindlichkeit, Munterkeit und Häuslichkeit; ihre nicht zur Schau gestellte, und doch so zärtliche Mutterliebe, in welcher sie Ferdinanden oft nur wie ein schöner, schützender Genius aus höhern Regionen erschien; die Anhänglichkeit, Gesundheit und manchmahl an Wildheit streifende Lebhaftigkeit der Kinder; die Treue und Anhänglichkeit des Gesindes, so wie wiederum die Vorsorge der Herrschaft für jene — stellte ihm ein Bild der reinsten, edelsten Glückseligkeit vor, und der Gedanke, auch sich ein ähnliches Loos zu bereiten, setzte sich

immer fester in seiner Seele. Er begleitete einige Mahl Heimfelden, der fast täglich in die Stadt fuhr, und machte bey Heimfelds Vater und Geschwistern, so wie bey seinem ehemahligen Zöglinge, den er mit einer liebenswürdigen und sehr geistreichen Dame vermählt fand, einige Besuche; doch nahm er von allen Einladungen keine an, als nur das Anerbiethen, ihm die Bibliothek zeigen zu lassen. Sein Herz zog ihn zu jenen glücklichen Bergen, zu seinen eigenen Träumen, die hier ihm freundlich erschienen, unaufhörlich zurück. —

Und schon sah er mit geheimem Grauen seiner, sich herannähernden Heimkehr entgegen; schon fühlte er zuweilen im voraus, wie weh es ihm thun werde, aus diesem glücklichen Kreise zu scheiden, als er eines Abends, bey einem gemeinschaftlichen Spaziergange durchs Lustwäldchen, seinem beklommenen Herzen durchaus Luft machen mußte. „Ey, laßt sie doch spielen" — sagte Ferdinand der Erste, da man auf einer Bank Platz genommen hatte und Heimfeld dem commandirenden Ferdinand dem Zweyten Stillschweigen auflegen wollte. Eiligst vollendete er die, von den Kindern ihm abverlangte Standarte, ob er schon, in Ermangelung eines andern, den kürzlich erhaltenen Bogen mit der schmeichelhaftesten Recension aufopfern mußte. — „Hier Ferdinand!" — fuhr er vergnügt fort — „ein Hundsfott, wer seine Fahne verläßt! Aber dort unten müßt ihr spielen; da ist besseres Terrain. —

Ihr aber, meine großen Kinderchen, thut mir jetzt den Gefallen, und erzählt mir ein wenig, wie ihr euch fandet!"

„Meinethalben" — erwiderte Heimfeld — „das wird bald abgethan seyn!"

„Sie wissen, es war im Frühherbst 17**, als wir uns zu **** von einander trennten. Als ich die väterlichen Gründe wieder erblickte, freute michs wohl, aber ich kann nicht sagen, daß mein Blut in große Unruhe gerathen wäre. Ich wußte aus den letzten Briefen, daß Papa und die Geschwister gesund waren; das übrige war mir ziemlich gleichgültig. Als wir nun hierher in die Gegend kamen, fiel es mir ein, daß, weil eben die Weinlese anging, wahrscheinlich jemand von den Meinigen auf unserm Berge seyn werde; ich meine den Berg hier neben an; denn diesen, welchen wir jetzt bewohnen, hat meine werthe Ehefrau ein- und zugebracht. Man kann durch diesen gar füglich auf jenen kommen, und ich schlug diesen Schleifweg um so lieber ein, weil die noch von Alters her wohlbekannte Belline des Nachbarhauses mir lustig entgegenschwänzelte.

„Ey der Geyer — ganz meine Geschichte!" — sagte Ferdinand lächelnd — „die Bellinen müssen hier eisernes Vieh seyn!"

„Das ist die Tochter, wenn Sie erlauben!" — unterbrach ihn Fränzchen, und drückte das weiche Behänge des, ordentlich darauf lauernden Spitzchens recht zärtlich an ihren Hals.

„Ich folgte der blendenden, bellenden Führerinn," — fuhr Heimfeld fort — „wie die Prinzen der Mährchenwelt den schneeweißen Hündinnen, sprang und stolperte die Stufen herauf, lief dann im gestreckten Galopp — da —"

„Geben Sie Acht, nun kommt die schönste Stelle!" — sagte Fränzchen.

„Da kam ein kleines, wildes, närrisches Mädchen mit einer Schmetterlingsfalle, wie blind, auf mich zugerannt, indem die sehr respectable Madame Dümont — sey nicht böse, Weibchen; ich weiß, du hältst große Stücke auf sie, und wahrlich — sie war eine recht wackere, aber auch recht dicke Frau — also, indem Madame Dümont fast athemlos, hustend und rufend, bergab hinterdrein wankte. Die niedliche Insecten-Jägerinn hört und sieht nicht; es fehlt wenig, daß sie, statt des entfliehenden Trauermantels, mit dem Fangeisen meine arme Nase einklemmt. Ich springe beyseits, staune sie an, und es dünkt mir in meinem guten Herzen, als müsse ich dieß allerliebste Gesichtchen schon irgend einmahl wo gesehen haben. Doch so sehr ich grüble, kann ichs nicht finden, bis ma bonne: regardez donc, Françoise! schnarrend ausruft, und ich nun, wie durch Eingebung von oben herab, augenblicklich Hofrath Richters Fränzchen erkenne, die ich Ruchloser mir immer noch in der Kappe dachte."

„Aber nur noch ihr Herzchen war in der Kappe,

sie selbst war während meiner Abwesenheit recht hübsch aufgeschossen, und kam mir so hübsch, so allerliebst vor, wie — nun, gerade wie sie noch jetzt ist! Sie mochte sich denn gelegentlich auch besinnen, sie sey ja kein Kind mehr, und nahm sich gewaltig zusammen, sprach gar mancherley von Freude über glückliche Zurückkunft, von Vergnügen und Ehre, wobey Madame Dümont treulichst nachhalf, so daß unser Dialogue nach dieser Verbesserung in jedem Peplier eine Stelle verdient hätte."

„Nun hören Sie nur einmahl, wie er übertreibt!" — fiel Fränzchen hier ein, mit einem so kläglichen Tone, als müßte sie weinen.

„Worauf unser Gespräch hinauslief, weiß ich wahrlich nicht mehr; nur so viel erinnere ich mich, daß ich auf der Gränzscheide der Madame ein tiefes, tiefes Compliment, wenn ich aber nicht irre, Fränzchen noch ein weit tieferes machte, und daß mir, als ich, beliebter Kürze wegen, über den Zaun setzte, bey dem Sprunge zugleich der Gedanke auf die Lippen sprang: „Richters Fränzchen ist doch wahrlich ein kleiner Engel!"

„Ich fand glücklicher Weise meine ältern Schwestern schon auf dem Berge, und ob es mir nun gleich frey stand, mich sofort ganz in die Stadt zu begeben, so ließ ich dieß doch weislich unterwegs, präsentirte mich vielmehr nur meinem Vater, und bath um Erlaubniß, die Weinlese über draußen zu bleiben."

„Von nun an war ich täglich an und über dem Zaune; auch Fränzchen kam oftmahls dahin, um für ihr Cabinet an den Weinstöcken Schnecken zu suchen. Da half ich denn redlich, so lange ma bonne uns nicht aus den Augen ließ —"

„Auch auf unserm Berge kam nun die Zeit der Lese; Papa und einige alte Herren und Damen kamen heraus; für das junge Volk und die Winzer sollte ein Ball die Freude beschließen. Im nächsten Dorfe gibt es eine weit und breit berühmte Capelle!"

„Ich war am Feste der Winzer gleich nach Tische, ganz und gar in ein Buch vertieft, wieder am Zaune, dessen eine Stelle, ich weiß selbst nicht, auf welche Weise, jetzt in eine Bresche verwandelt war. Ehe ich michs versah, war auch Fränzchen glücklich der ma bonne entwischt. Ich ging ihr ein großes Stück Weges entgegen. Sie kam mit hochrothen Wangen, um, wie sie sagte, noch vor Anfang des Tanzes meine Schwestern ein wenig zu besuchen."

„Der kleine Narr war — natürlich wegen des Balls — recht feen- und schäfermädchenartig gekleidet, versteht sich, wie die Schäfer in der Oper! Ein leichtes Hütchen mit einem Rosenstrauße; ein recht schmachtend rosenfarbenes Corsetchen; ein kurzes, bandbesetztes Röckchen, das den weißen Strumpf und die schönen Atlasschuhe nicht ganz verbarg; Hals und Brust ziemlich bloß — —"

„Garstiger!" — unterbrach ihn hier Fränzchen, und schlug ihn recht derb ins Gesicht — „ist das der Dank? — — O recht betteln, recht zappeln sollte man euch lassen!" — fuhr sie zu Ferdinanden, der nach seinem Systeme auch das Seinige dabey dachte, gekehrt, trotzig fort — „aber glauben Sie ihm nicht, Ferdinand! — — Überdem war es drückend heiß!"

„Natürlich, das bezeuge ich" — fuhr Heimfeld fort und rieb sich den Backen — „Es war gerade der erste November! Kurz, Fränzchen war damahls das liebenswürdigste Kind, das der Kindheit eben entflattern will! Wir gaukelten eine Weile in süßer Traulichkeit um einander herum; wir jagten einander, bis wir außer Athem waren, ganz wie wir das ehemahls gethan hatten. Endlich konnte Fränzchen nicht weiter. Gerade auf dem Flecke, wohin ich nachher den Amor, der dem Schmetterling die Flügel verbrennt, habe setzen lassen — Sie haben ihn ja wohl vielmahls gesehen — umfing ich sie und hielt sie mit beyden Armen zärtlich umschlungen."

„O fühlen Sie nur, wie mir warm ist — sagte sie endlich, und legte mit der reitzendsten Unschuld ihr Gesichtchen an meine Wange —"

„O mir auch, mir auch" — sagte ich zärtlich — „Fränzchen, wüßt' ich nur, ob du mir gut wärst?"

„Sie sah mich freundlich an, und fing an zu lachen. „Ja" — sagte sie dann altklug — „wie meinen Sie das? Meinen Sie nur so: auf ein Paar

Wochen — so wie sonst — so wie man alle Menschen lieben soll — o ja! da haben Sie meine Hand darauf. Aber — wenn Sie es etwa anders meinen sollten, da habe ich immer gehört — — — — Sie stockte; ihre Wange wurde wie Zinnober; ihr Auge konnte sich unmöglich aufschlagen. Losbrechend und wie unwillig über sich selbst, sagte sie endlich, indem sie ihr Gesicht an meine Brust lehnte: „Nun meinetwegen; ja wohl bin ich Dir gut, ja wohl! Sprich mit deinem und meinem Vater! Das hab ich immer gehört" —

„Ich küßte sie; ich hob sie triumphirend in die Höhe" — — „Und so ists noch! ists noch!" — setzte er jubelnd mit einer Umarmung hinzu. Ferdinanden ward dabey weich in der Seele und feucht in den Augen.

„Verzeihen Sie" — fing Heimfeld wieder an. — „Meine Geschichte ist gleich zu Ende. Ich machte aus meiner Liebe meinem Vater nicht lange ein Geheimniß. Dieser sprach beym Schlaftrünkchen mit dem Hofrath Richter. Beyde sagten:

„Die Anker gränzen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein — das stiftet
Ein gutes Eh'band!"

zwar nicht in Jamben, doch in kernhafter, bündiger Prosa — und bey der nächsten Weinlese tanzen wir als Mann und Frau!"

Als Ferdinand an einem der folgenden, ziemlich unfreundlichen Morgen wieder allein im Reisewagen saß, rufte er sich mit süßer Wehmuth Alles ins Gedächtniß zurück, was er bey Heimfelds gesehen und gehört hatte, und sein über Liebe und Ehe mühsam entworfenes System kam dabey nicht wenig ins Gedränge. Hätte ihm jemand Heimfelds Liebesgeschichte erzählt, er würde nichts weniger, als eine glückliche Ehe, prognosticirt haben, und doch hatte ihn der Augenschein vom Gegentheil überführt; doch mußte er seinen Freund wegen seines Glücks fast beneiden; doch sagte er sich selbst, daß er an der Seite eines, ihn so hold umgaukelnden Wesens ein ganz anderer, ein weit glücklicherer Mensch seyn würde! Wenn er dagegen an seine finstere Studierstube, an seine umgehende Haushälterinn zurück dachte — — o ihr Götter! er hätte verzweifeln mögen!

Er versank fast den ganzen Tag über aus einer Speculation in die andere. — „Alles kommt am Ende auf die Erziehung an, und wer sich seine Gattinn erziehen könnte" — sagte er gegen Abend zu sich selbst, als ihn — ein sehr unsanfter Stoß aus seinen Betrachtungen rüttelte, und der Postillon fluchend meldete, das vermaledeyte Vorderrad sey wenigstens in kreutztausend Stücke! Was war zu thun? Er schlenderte gemächlich nach dem nächsten Dörfchen, wo ohnedieß Station war, und war-

tete beym Posthalter, der zugleich Gasthalter war, auf seinen Koffer.

Als er hier in der Passagierstube, noch immer über die Erziehung des Weibes nachgrübelnd, die blauen Tabakswölkchen in die Luft blies, stand auf einmahl, gleich einer Erscheinung, ein zehnjähriges, blasses, in eine zerrissene Taftsaloppe gehülltes, aber wohlgebildetes Mädchen vor ihm, und überreichte ihm, mit einem durchdringenden, flehenden Blicke, einen offenen Brief. Er schlug das Papier aus einander, und las: „Alle edeldenkenden Durchreisenden bittet eine Unglückliche, durch eine kleine Beysteuer ihre letzten Augenblicke zu erleichtern. Nur die drückendste Noth kann sie bewegen, fremdes Mitleid für sich anzuflehen.

Witwe Berginn,
vormahls Schauspielerinn bey der **'schen
Gesellschaft."

„Wo ist die Arme?" — fragte Ferdinand hastig das Kind, das ihn mit großen Augen anblickte, und noch immer mit gefalteten Händen schweigend vor ihm stand. Die Kleine schien ein Herz zu ihm zu fassen. „Ach lieber Gott!" — antwortete sie mit sehr reinem Dialect und zarter Geschmeidigkeit — „Sie sind gewiß ein guter, mitleidiger Herr, und meine arme Mutter — —"

„Komm, mein Kind! führe mich zu ihr" — fuhr Ferdinand freundlich fort. — Das Mädchen nahm ihn bey der Hand, zog ihn über den Hof,

und führte ihn in eine Scheune. Seine ganze Seele war wunderbar aufgeregt, ergriffen, empört; er trat mit leisen Schritten an ein elendes Strohlager, und erblickte ein abgezehrtes weibliches Wesen, das mehr einem Gerippe, als einem noch lebenden Menschen glich.

Die Kranke wollte sich gegen ihn aufrichten: sie war zu schwach; sie erhob ihre matten Augen —

„Hinweg! hinweg!" — rief sie dann mit hohler Stimme und abwehrender Hand, wie in Verzweiflung und Wahnsinn. Ferdinand schauderte. Er erkannte an der Stimme Amalien!

So sehr ihn diese Entdeckung erschütterte, so traf er doch augenblicklich Anstalt, der Kranken so viel Beystand zu verschaffen, als hier zu erlangen war. Er schob seine Weiterreise auf; er ließ den Dorfbader, den einzigen Arzt in der Gegend, herbeyrufen; er verlangte für die Kranke Bett und Stube, und erhielt dieß auf sein Versprechen, für alles zu stehen. Der Bader erschien endlich, gab aber achselzuckend zu erkennen, hier werde nicht viel mehr zu verdienen seyn. Dennoch mußte die Patientinn in ein warmes Bett gebracht werden. Sie schlummerte, sobald sie dahin gelangte, sanft ein, und erwachte nicht wieder. Am frühen Morgen stand schon die Kleine weinend und jammernd vor Ferdinands Thür, mit der Nachricht, die Mut-

ter sey um Mitternacht ziemlich schmerzlos verschieden.

„Was willst du nun anfangen, armes Kind?" — fragte Ferdinand tief gerührt.

„Das wird schon gehen," erwiderte das Mädchen leicht — „ich kann tanzen, ein wenig lesen und sticken — Gott läßt keinen Sperling verhungern, wie die Leute sprechen —"

„Wie heißt du denn?"

„Maria Katinka! Meine Mutter nannte sich zuletzt Witwe Berginn, aber sonst auf den Zetteln hieß sie anders! Meinen Vater habe ich niemahls gesehen. Ach! wenn nur meine gute Mutter noch lebte, meine arme Mutter — ich wollte gern für sie betteln!"

Diese kindliche Liebe, die tiefe, ungekünstelte Trauer, dabey dieser Leichtsinn, das ganze trauliche, zwar gewandte, doch bescheidene Benehmen des Mädchens, ging Ferdinanden ans Herz. Er dachte hin und her —

„Sie scheint zwar ein wenig schlau, doch noch rein, noch unverdorben!" — sagte er endlich entschlossen; sie könnte gewisser Maßen meine Tochter seyn, ich habe sie auf gewisse Weise geerbt; ich habe genug für zwey, ich will sie erziehen lassen! —"

„Wolltest Du wohl bey mir bleiben, Maria?" — fragte er dann, und wischte ihr die Thränen von den Wangen. Sie machte große Augen. — „Ach Sie spaßen wohl nur" — sagte sie etwas scheu

— „übrigens, wenn Sie wollen so gut seyn, so nennen Sie mich lieber Katinka!"

Ferdinand überzeugte sie nun, daß es ihm allerdings Ernst sey; sie fiel, da sie endlich daran glauben mußte, mit großer Heftigkeit vor ihm auf die Knie und faltete ihre Hände. Er besorgte Amaliens Begräbniß, ließ Katinka reinlich kleiden, folgte mit ihr dem Sarge, und nahm sie dann, ihr immer sanft zuredend, mit sich fort.

Je länger sie reisten, desto mehr gewann Katinka Ferdinands Herz. Ihr naives Gespräch zeigte von vielen Anlagen; ihr ganzes Betragen ließ es nicht zweifelhaft, daß ihr das Reisen in mancherley Form keineswegs fremd sey.

Sie erzählte mit unschuldiger Offenherzigkeit das Wenige, was ihr von der, leicht zu errathenden Geschichte ihrer Mutter bekannt war; dann weinte sie wieder ein Gesätzchen; dann freute sie sich ungemein über das, wenigstens ganze und reinliche neue Habitchen, dem sie, wie sie Ferdinanden zu verstehen gab, schon ein ganz anderes Ansehen zu geben gemeint war. Endlich, da es düster wurde, nickte sie ein, und entschlummerte ganz unbefangen an Ferdinands Schulter.

Er selbst entwarf indessen den Plan, was er mit Katinka anfangen wolle, und vor allen Dingen, wie sie bey Jungfer Krümelin, vor der er sich

doch ein wenig fürchtete, auf gute Art eingeführt werden könne. Es fiel ihm wohl ein, ob es nicht rathsamer sey, wieder umzukehren, und Katinka zu Heimfelds zu bringen, die sich des armen verlassenen Geschöpfs gewiß annehmen würden; allein er verwarf diesen Gedanken; die häusliche, unbesorgte Glückseligkeit konnte nach seiner Meinung in Katinka's feuerfangender Seele leicht romantische Ideen erwecken, und die Kleine sollte nun ein für alle Mahl ohne alle Romantik erzogen werden. Er beschloß endlich, die neue Pflegetochter für eine entfernte Verwandte auszugeben, deren Mutter — irgend eine gebildete Frau, die er schon noch aufzufinden verhoffte — ehestens nachkommen werde. Dann sollte Jungfer Sara Krümelin, und ihr Peter die Dimission erhalten; das Übrige werde sich finden! —

Katinka wurde demnach kurz vor der Ankunft in *** geweckt, und in ihrer Rolle, die sie leicht begriff, so weit nöthig, unterrichtet; der Postillon stieß ins Horn; der Wagen hielt. So freundlich, als zuweilen ihr Peterchen, kam, in Erwartung eines angenehmen mitgebrachten Geschenks, Jungfer Sara mit der Laterne an den Wagen; aber ihre Nase wurde noch einmahl so spitzig, als sie mit ihrem werthesten Herrn Professor auch die ziemlich keck aussteigende und sich an seinen Arm hängende junge Person remarkiren mußte.

Kaum hatte sie kopfschüttelnd das Abpacken be-

sorgt, als sie, mit wieder angenommener Freundlichkeit, den ehrlichen Peter herzubrachte, der dem Herrn Professor sein Bewillkommungscompliment machen sollte. Ihr eigentlicher Zweck hierbey, nähmlich die Hoffnung, die Bewandtniß mit dem Kinde genau zu erfahren, ward jedoch nur in so weit erfüllt, daß ihr Ferdinand, mit erzwungenem, recht heroischem Muthe, die bevorstehende Veränderung kürzlich bekannt machte — worauf sie denn mit vornehmer Miene ihren Peter auf den Arm nahm, und unter der Thür einige Worte von schnödem Undank, Bankerten und dergleichen, wie auf dem Theater für sich, d. h. ziemlich vernehmlich fallen ließ.

Ferdinand war in der That durch die Reise um vieles verändert worden; er fühlte sich selbst weit freyer, ruhiger, männlicher, als zuvor, und Katinka, die sich bald in ihrer neuen Lage gefiel, und dabey fromm, wie ein Lamm, und lustig, wie ein Eichhörnchen war, wußte sich immer mehr und mehr seiner Zuneigung zu bemeistern.

Die Haushälterinn, die von nun an ein sarkastisches Stillschweigen beobachtete, mußte für die Kleine ein vollständiges, recht gutes Bett anschaffen, und bald war Ferdinand so glücklich, in einer Pfarrerswitwe von mittlerem Alter das gewünschte Subject ausfindig zu machen. Als einst — nach Versicherung der Haushälterinn — die Mamsell mit dem Komödiantennahmen, den sie unmöglich merken

könne — dem Peter eine Klammer an den Schwanz gehängt haben sollte, gab dieß die beste Veranlassung, sich der Jungfer Krümelin, noch früher, als es eigentlich Zeit gewesen wäre, durch ein raisonnables Kostgeld zu entledigen.

Sarchen wünschte spitzig zu der neuen Wirthschaft Glück, packte ihre sieben Sachen, unter lauter Anstimmung des Gesangs: Valet will ich dir geben, du arge, schnöde Welt! zusammen, und zog mit Petern aus; die Frau Magisterinn aber ein. Bald hatte sich Katinka auch bey dieser so einzuschmeicheln gewußt, daß alles recht ruhig und friedlich war, und Ferdinand über seine verbesserte häusliche Lage sich nicht genug wundern konnte.

Katinka erhielt nun durch ihre Erzieherinn und verschiedene Lehrmeister eine zwar nicht modische, doch sehr gute Erziehung. Die Leiden ihrer frühern Jugend waren bald vergessen; sie war das niedlichste, heiterste Geschöpf, das man sehen konnte, und galt überall für die Tochter der Frau Magisterinn.

Wie der Gärtner die zartgepflegte Pflanze, so sah Ferdinand das holde Mädchen immer schöner heranblühen. Bald war es ihm unmöglich, ihr irgend einen ihrer mädchenhaften, doch sehr bescheidenen, Wünsche abzuschlagen. Er selbst wurde vielmehr auf diese Weise wieder in die Welt eingeführt, und es gab in der That einen gefälligen Anblick, wenn Katinka an seinem Arme, recht mit dem Air

einer Erwachsenen, Spatziergänge und Concertsäle besuchte.

Das schmeichelnde Mädchen war nunmehr sechzehn Jahre alt, und nannte Ferdinanden weit seltener, als vorher, Onkel oder Papa. Ja, als er um diese Zeit die Rector-Würde auf das bevorstehende Halbjahr erhielt, da konnte sie unmöglich ihre Freude darüber ganz im Stillen dahin gehen lassen. Sie wußte vielmehr ihre Erzieherinn mit ins Interesse zu ziehen, und als Se. Magnificenz eines Tages zur Mahlzeit kamen, fanden dieselben den Tisch mit Blumen und Zweigen festlich geschmückt, und unter dero Serviette eine zierlich gestickte Brieftasche, mit einem sehr artig, aber auch sehr ausschweifend, geschriebenen Briefchen, worin die zärtlichste Dankbarkeit und die innigste Liebe die currentesten Ausdrücke waren. Ferdinand konnte und mochte dem darauf lauschenden Mädchen seine Rührung und Freude nicht ganz verhehlen, und Katinka wußte eine Scene herbeyzuführen, die sich ihrer Seits nicht anders, als mit einer Umarmung, beschließen konnte.

„Ich glaube wahrhaftig, sie liebt mich" — sagte Ferdinand mit stillem Wohlbehagen — „Aber — sie hat meines Wissens keinen Roman gelesen; wie Geyer! kommt sie zu den romanhaften Ideen?

---

schuhe, aber diese trugen ja nur — ich weiß nicht wer? noch beym Schützenschmause; jeder Mann von Geschmack mußte lederne Patent mit Stickerey haben!

Obschon Ferdinand auch diese Neckereyen nach seinem Wunsche auslegte, und hierin eine gewisse größere Theilnahme, eine gewisse weibliche Vorsorge zu erblicken glaubte; so war er doch sehr damit zufrieden, als er wieder nach einer Zwischenzeit eine gewisse scheue, jungfräuliche Zurückgezogenheit, und bald darauf eine sanfte Wehmuth, eine auffallende Innigkeit und stille Glut, an ihr zu bemerken glaubte.

„Es ist richtig!" — sagte er eines Abends zu sich selbst — „Anfänglich unschuldige Zärtlichkeit, dann, da jene nicht mehr schicklich war, um sich selbst zu täuschen, eine auffallende Lustigkeit, eine scheinbare Herrschsucht; dann, da dieß alles nicht fruchten wollte, scheue Entfernung, zuletzt, da dieser Zwang zu schmerzlich wird, süße, hinreißende Schwermuth — o wahrlich, das sind die echten Symptome geheimer Liebe, und mein Project, mir eine Frau zu erziehen, ist über Erwartung geglückt!"

Fast schon ein halbes Jahr lang hatte diese Periode zärtlicher Wehmuth gedauert, da beschloß Ferdinand, der Sache ein Ende zu machen. Einst, als

Der gute Professor dachte bey aller Gelehrsamkeit nicht daran, daß in der Regel in jedem sechzehnjährigen Mädchenkopfe Plane genug zu einer ganzen Romanenbibliothek stecken, und glaubte sich nach einiger Zeit doch geirrt zu haben, als Katinka die Rolle der ersten Liebhaberinn nach und nach aufgab, und sich statt deren der Rolle der Soubrette bemeisterte.

So auffallend ihm vorher ihre Zärtlichkeit gewesen war, so unangenehm war ihm jetzt, so wenig er es sich selbst gestand, der Gedanke, daß sie ihm doch wohl weniger ergeben sey, als er sich im Stillen geschmeichelt, und er suchte daher durch zuvorkommendes Betragen das Vormahlige wieder herbey zu führen. Er führte sie öfter, als vorher, an öffentliche Orte, er behandelte sie mit Achtung; er wendete sogar auf sein eigenes Äußeres eine größere Aufmerksamkeit. Doch so sehr er sich hierbey anstrengte, so wenig war es ihm möglich, jemahls Katinka's völligen Beyfall zu erhalten. Vielmehr fand sie unaufhörlich etwas an seinem Anzuge zu verbessern, und ließ es sich ordentlich angelegen seyn, ihn, versteht sich, mit der größten Freundlichkeit, auf mancherley Weise zu hofmeistern. Er ließ sich, um recht aufzuleben, ein extrafeines apfelgrünes Kleid machen; sie schmählte auf den Schneider, der ja wissen müsse, daß man nur englisch-schwarz einhergehen könne; er kaufte sich, um sie durch seine Galanterie recht zu überraschen, weißseidene Hand-

Katinka, den Strickstrumpf in der Hand, still denkend neben ihm stand, fragte er sie mit dem innigsten Händedrucke: „Was fehlt dir, meine Katinka?"

„Ach" — seufzte sie, und ihr Gesicht wurde mit Purpur überzogen — „Sie sind so gut, so herzlich gut gegen mich, und doch hege ich Undankbare noch gewisse Wünsche —"

„So sprich sie aus, gutes Mädchen!"

„Ach, wenn Sie nicht zürnen wollten — gewiß nicht? — Ich wünschte so sehr — — die Guitarre zu lernen!"

„Nichts als dieß!" — erwiderte Ferdinand, über den kindischen Wunsch sich verwundernd — „Du spielst ja so hübsch auf dem Flügel!"

„Das wohl, lieber, lieber Ferdinand" — antwortete Katinka sanft — „aber ich bin nun einmahl so — ich bin der Guitarre so gut! Wenn man sie so im Arm hält, und ein recht schönes Band daran herabhängt, o es läßt so allerliebst — — spanisch, so allerliebst romantisch!"

Ferdinand lächelte; ihr Wunsch war so gut, als gewährt. Er nannte ihr den vorzüglichsten Meister auf diesem Instrumente, dessen Charakter moralischer Seits sattsam bekannt war, und das gute Kind ließ sich alles gefallen, was ihrem Versorger und einzigem Freunde beliebte.

Herr Lambert, der Musikmeister, fühlte sich durch des Professors Antrag, seiner Nichte Stunden zu geben, sehr geehrt. Er wendete, wie sich

bald ergab, vielen Fleiß an; Katinka's glückliches Talent kam zu Hülfe; bald hatte sie auch auf diesem Instrumente große Fortschritte gemacht, und ließ nun nicht eher nach, bis Ferdinand ihre Lehrstunden manchmahl zu besuchen versprach. Er that dieß ein und bald mehrere Mahle; nicht bloß die liebe, reitzende Sängerinn, sondern auch der kenntnißvolle, feurige junge Künstler, wurde für ihn so anziehend, daß er in kurzem keine angenehmere Erhohlung kannte, als wenn jener ihn auch manchmahl des Abends besuchte, und beyde dann die neuesten Arien mit einander sangen und spielten — ein Vergnügen, dem leider! schon nach einem halben Jahre ein auswärtiger Ruf Lamberts Unterbrechung drohte. Wirklich mußte Lambert eine Reise unternehmen, und Ferdinand und Katinka fühlten nach seiner Entfernung, was ihnen vorher nie vorgekommen war, das Drückende ihrer Einsamkeit. Kein Wunder daher, daß auch Katinka's Schwermuth sich von neuem zeigte. Ferdinand fand sie sogar oft in Thränen, und beschloß, bey erster schicklicher Gelegenheit sich gegen sie zu erklären.

„Du bist nicht mehr so heiter, so unbefangen, wie sonst, meine Katinka" — sagte er einst, da sie ihn selbst gebethen hatte, bey ihr zu bleiben — „und deine Schwermuth hat auch mich angesteckt. Sey offenherzig gegen deinen treuesten, einzigen Freund, wie du mich oft nanntest —"

Sie ließ ihn nicht ausreden; Thränen bra-

chen aus ihren Augen; sie stürzte heftig vor ihm nieder —

„Nicht diese Heftigkeit, mein theures Mädchen! bin ich nicht mehr dein Freund —?"

„O Ihre Güte und meine Verwegenheit, meine furchtsame Hoffnung und das süße Geheimniß, das schon so lange auf meinem Herzen liegt —"

„In diese treue Brust kannst du es ausschütten —"

„O wüßten Sie, wüßten Sie alles! kennten Sie dieses Herz, wie es bebt, Sie vielleicht zu erzürnen —"

„Nicht doch, Katinka! Wer könnte dir zürnen? Sprich —"

„Ach Ferdinand! ich liebe, ich habe schon lange im Stillen geliebt, ehe Sie es ahnen konnten!"

„Ist es möglich, Katinka?"

„Sie sind so gütig, so nachsichtsvoll — und ich Undankbare konnte es wagen —"

„Ich verstehe dich nicht —"

„O Vergebung, mein Wohlthäter, Vergebung, mein Vater!"

„Vergebung, edler Mann!" — rief es auch noch von einer andern Seite, und Lambert trat aus dem Cabinet.

Ferdinand brauchte einige Minuten, sich zu sammeln.

„O! er zürnt auf mich; er verabscheut meinen Undank — siehst du nun, Lambert!" — rief Ka-

tinka, immer noch auf den Knien, und erhob flehend die Hände.

„Ich habe das nicht erwartet, meine Tochter!" — antwortete Ferdinand, sich fassend, und hob sie auf — „aber ich hätte es freylich erwarten sollen! Seyd denn glücklich, ihr — — meine Kinder! aber — verlaßt mich nicht!"

Unter Umarmungen und Thränen betheuerte nun Lambert, daß er auf Katinka's Verlangen die ferne Versorgung bereits ausgeschlagen habe, und morgen als Adjunct bey der Marienkirche angestellt werde. Alles schloß sich, wie sich leicht denken läßt.

Ferdinand erfuhr nun auch, daß das Liebesverständniß mit Lambert in jener Periode der Zurückgezogenheit, und früher, als die Guitarrenstunden, bey einer Freundinn Katinka's entstanden sey, und bald ward Lambert Katinka's glücklicher Gatte. Ferdinand zog zu ihnen ins Haus, und spielte, wenn sein Studieren es erlaubte, den, etwas modernisirten, Magister Philoteknos bey ihren Kindern. Er nannte zuweilen sein Schicksal noch immer gesegneter, als ein Hagestolz es verdiene. Vor einigen Wochen ist der Gute gestorben, und hat Katinka's Kindern seine Manuscripte und sein ganzes Vermögen vermacht.

II.

Das Münster.

Erhebt euch denn, ihr gottgeweihten Hallen!
Noch einmahl ragt in ernster Pracht empor!
Zu euch zurück will ich im Geiste wallen,
Beklommen steh'n im heilig-düstern Chor.
Schon hör' ich nur die eig'nen Tritte schallen,
Nur Gräberstimmen flüstern an mein Ohr.
Was mir der Todten Mund ins Herz gegeben,
Ruf' ich zurück, wie mirs erklang, ins Leben.

Wo aus bemoosten, mondbeglänzten Mauern
Ein alter Dom mit Riesenschatten steigt;
Wo Marmorbilder um die Grüfte trauern,
Das Haupt der Nessel sich von Trümmern neigt,
Da weil' ich gern, von süßer Wehmuth Schauern
Erhoben bald, bald wunderbar erweicht.
Das Heroldsbuch, der Wappenbriefe Rollen,
Beschwör' ich oft, vergrab'nen Schatz zu zollen.

Ihr aber, die ihr manchen Kranz, gewunden
Aus Todtenblumen, nahmt aus meiner Hand,
In Eurem Innern sucht des Mährleins Kunden,
Das sehnend sich dem alten Wort verband;
Von Eurem Herzen werd' es warm empfunden,
Was sich des Dichters heißer Brust entwand.
Mag Liebesglück, wie Lenzesluft, verwehen;
Die Liebe weiß aus Gräbern zu erstehen!

Nach meines mütterlichen Urgroßvaters, Ottobald Brixners, handschriftlich hinterlassenem: Wunderbaren, doch wahrhaftigen Reise- und Geschichtsbüchlein.

Auf den Michaelisthurm, welcher um ein Merkliches höher, als der gegenüberstehende, so insgemein der Schiefe genannt wird, führen sechshundert Stufen, und habe ich, nach Art der neugierigen Reisenden, erstern am Tage Viti 1620 mit Gottes Hülfe frischen Muthes bestiegen. Es ist selbiger aber an der Haube, die einer Papstskrone nicht unähnlich, von allen Seiten luftig und offen, gleichwohl dergestalt künstlich zugerichtet, daß durch das steinerne Rankenwerk, so mit seinen alabasternen Heiligenhäusern, Lilien, Königstäben und Rosen einer lebendigen Laube zu vergleichen, weder die feurigen Strahlen der Sonne, noch die Regenfluthen, zu dringen vermögen.

Als ich nun auf der obersten, mit einer eiser-

nen Brustwehr sicher umgebenen Zinne die ganze Gegend nebst vielen weit entlegenen Bergspitzen nicht ohne sonderbares Vergnügen beschauet, und mich gegen denjenigen, so für eine kleine Verehrung das Amt der Schlüssel übet, dahin geäußert, wie es vor Menschenaugen schier unmöglich bedünke, daß ohne sonderliche Leibes- und Seelengefahr der Bauleute ein dergleichen Gerüst, wie vielmehr solch ein massiv Wundergebäu, in die Höhe gebracht werden könne; so hat der furchtsame Sacristan einen sichern Dechant, welcher mich, da ich vor dem in Bononia mit ihm gute Bekanntschaft gemacht, aus sonderlicher Zuneigung allhier immer begleitet, von der Seite angesehen, also, daß ich wohl abnehmen mögen, es sey etwas Geheimes unter ihnen. Alsbald habe ich gedachten Freund höflich ersucht, mir das Geheimniß zu eröffnen, falls es nichts enthalte wider die Landesherrschaft oder die Kirche. Hierauf hat derselbe mir die Hand gereicht, und mich guten Muths zu seyn geheißen, indem ich ja bey Lebzeit nichts davon zum Nachtheil des Stifts ausbringen werde, und deßhalb nach unserer Daheimkunft alles, was ihm selbst bekannt, unter der Rose erfahren solle.

Als wir nun in des Dechanten Behausung angelangt, ist uns von dessen Beschließerinn, einer gar ansehnlichen und raschen Person, ein reichliches Mittagsmahl aufgetragen gewesen, also, daß ich in Wahrheit noch dermahlen die Geschicklichkeit dieser

schwarzäugigen Marthä, wie den Keller der Herren Thumherren, nicht nach Würden zu erheben vermögend.

Nachdem wir uns also sattsam ausgeruhet und erquicket, auch sehr fröhlich wurden, und der Dechant, um sein fast brüderliches Herz gegen mich zu beweisen, ein sieben Mahl versiegeltes echtes Lebensfläschlein heraufbringen lassen; habe ich demselben stracklich den Bescheid verweigert, bis er wegen des Münsterthurms das handgebend ertheilte Wort auslösen werde. Und obschon sich derselbe entschuldiget, als laufe es wider die Regel der salernitanischen Schule, alsbald nach der Mahlzeit das Gemüth mit beweglichen Gedanken zu beschweren; so bin ich doch, nach der mir angebornen Begierde, durch solche Erwiederung auf den Bericht nur um so eifriger worden, habe auch mit Bitten und Weigerungen des Trunks nicht abgelassen, bis die recht lebhaftige Mundschenkinn, maßen ihr Herr beym Aufstehen in etwas gewanket, mir aus der Bücherey eine mit künstlich ausgemahlten Capitalen versehene Chronicam herbeyhohlen, und, wie sie gesagt, von einer eisernen Kette losschließen müssen, in welche einige Mönche und Canonici, mit rühmlichem Fleiße und zierlicher Handschrift, mancherley Nachrichten und Urkunden zusammen getragen.

In selbiger hat der Dechant mir den Ort angezeigt, woselbst eine Sättigung meiner Wißbegier-

de zu finden, und ist sodann, nachdem ich zur schuldigen Danksagung annoch einen vollen Römer mit ihm geleeret, von der Ausgeberinn in sein Schlafstüblein geleitet worden.

Ich aber habe mich unverweilt zu dem geöffneten Schatze niedergelassen, und, ohne mich durch die wunderfreundlichen Blicke der geistlichen Evä über Gebühr verlocken zu lassen, in einem fort, bis der Abend mit finstern Wolken hereingedrungen, an dem Chronikenbuche großes Ergetzen gefunden, also, daß ich wohl im Stande, diese anmuthige Geschichte der Nachkommenschaft kürzlich, doch gründlich, aufzubewahren.

Es hat nähmlich vor langen Zeiten ein Kaiser, weil ihm vor einer blutigen Feldschlacht, wovon in den weltlichen Scribenten ein mehreres nachzulesen, die beyden Erzengel Raphael und Michael, mit feurigen Panieren und den himmlischen Heerscharen, im Traume erschienen, denselben annoch auf dem Siegesfelde, in sieben Jahren einen gothischen Dom mit zweyen Thürmen zu erbauen, gelobet. Als er nun mit unsäglicher Beute heim kommen, ist zu ihm berufen worden Nunez, ein Mann von stolzem, hochfahrenden Wesen, von Geburt aber ein Maure, aus dem Geschlechte der Beneerrajen, so mit den Seinigen den christlichen Glauben angenommen, und in Hispania durch Erbauung einer Brücke, die er ohne Pfeiler und einige Unterlage über einen reissenden Strom geführet, großen Ruhm er-

worben. Diesem hat der Kaiser solchen Thurm- und Kirchenbau übergeben, mit großer Verheißung, da in sieben Jahren alles vollendet wäre; da aber eine Verweilung entstehe, mit Verpfändung des Kaiserworts und dem Beding, daß Nunez unwiderruflich auf dem Vorplatze des Münsters solle enthauptet werden mit seinem ganzen Hause. Welcher Strafe sich auch der Maure, falls ihm die kaiserliche Schatzkammer so täglich, als nächtlich, offen stehe, lachenden Muthes unterworfen.

Solchemnach ist demselben alles bewilliget, und sind von ihm Werkleute, Steinmetzen und Schmiede von fremden Orten verschrieben, auch alsbald ganze Felsen zu Bruchsteinen verarbeitet worden, also, daß der Grund in zweyen Jahren aufgemauert gewesen und die Pfeiler mächtig emporgewachsen.

Es hat aber derselbe Nunez nebst dreyen Söhnen mit sich gebracht Aljamam, seine Tochter, die zwar von den allzuheißen hispanischen Lüften in etwas gebräunet, jedennoch mit so unvergleichlicher Leibesgestalt und verständigem Geiste gezieret, daß, ungeachtet ihrer jungen Jahre, niemand, weß Alters und Standes er auch theilhaftig, derselben ungestraft unter die Augen getreten, und selbst der durchlauchtigsten Kaiserinn Frau Liebden an ihr ein besonderes gnädiges Wohlgefallen gefunden.

Diese wunderbare mauritanische Helenam hat auch, da er mit seinen Vormündern und Hofmeistern ungefähr durch diese Stadt kommen, gesehen

ein Junger von Adel, so von früher Zeit an in Mathematicis und andern Künsten großen Fleiß bewiesen, dessen Nahme aber, da sein ansehnliches Geschlecht in einer sichern Stadt der Hansa noch dermahlen blühet, anjetzt billig zu verschweigen. Dieser ist alsbald in Aljamam so heftig entzündet worden, daß er weder des Tages, noch des Nachts, sie aus den Sinnen gebracht, und den Anschlag gefaßt, sich bey Nunez, ihrem Vater, in die Lehre zu verdingen.

Wie er nun nicht minder mit kluger und schlauer Gemüthsart begabt, als von der alles überwindenden Liebe durchdrungen gewesen, also hat er auch solchen seinen geheimen Vorsatz klüglich ausgerichtet, maßen er, als die Vormünder abgereiset, um freundliche Vergunst angehalten, die Compagnie eine Strecke Wegs zu Rosse zu begleiten. Als man ihm nun dieses verstattet, ist er anfänglich nur wenige Schritte zurückblieben, bis er allgemach dem Zuge gänzlich aus den Augen und an einen angelaufenen Regenbach kommen, woselbst er, seinem lieben Rappen nicht ohne Thränen Valet sagend, selbigen ins Wasser getrieben, das Baretlein aber ans Ufer geworfen, und sich sodann eilig in einen dicken Wald geflüchtet.

Als man denselben vermißt, haben die Vormünder, und den er sonst untergeben, mit tausend Ängsten allenthalben fleißige Nachforschung gehalten, sind aber, da man das Roß annoch triefend,

und am Sattel einiges Schilfgras, auch das Baretlein unfern des Wassers gefunden, der Leichnam aber von den Fischern vergeblich gesucht worden, daß das Junkerlein ertrunken und sein zarter Körper von der unbarmherzigen Flußnixe mit brünstigen Armen entführet, leichtlich überredet worden, und solchergestalt mit tiefen Trauern in ihre Heimath gereiset.

Der Junker aber hat sich einer ganzen Woche lang in einer Köhlerhütte verborgen, auch diese armen Leute durch eine reichliche Verehrung zu bewegen gewußt, daß sie reinen Mund zu halten eidlich gelobet und ihm eine geringe Kleidung zukommen lassen. Also ist er vor Nunez getreten und hat, sich für einen älternlosen Knaben, Namens Egbert, ausgebend, von demselben Dienste begehret, welches auch der stolze Baumeister, da ihm der Knabe einer guten Gesichtsbildung und gehorsamen Herzens geschienen, demselben zugesaget.

Von nun an hat das junge Herrlein sich rastlos bestrebet, die Baukunst aufs gründlichste zu erlernen, auch, da er schon vorher einen guten Grund geleget und von seiner geheimen Liebe zu Aljamä rastlos angespornet worden, es in kurzem dahin gebracht, daß der Meister, obwohl er ihn anfänglich gar gering geachtet, auch, gleich andern gemeinen Lehrlingen, mit großer Strenge gehalten, dennoch nach Verlauf weniger Monathe dessen Thun und Treiben nicht ergründen können, und aus ge-

heimer Furcht, es möge dieser Lehrling über lang oder kurz dem Meister zu Häupten wachsen, gelindere Saiten aufgezogen, auch in dessen Unterweisung geringere Mühe aufgewendet. Nicht minder hat der junge Egbert, wo es ihm gelingen wollen, der reitzenden Aljamä zu begegnen, mit schier abgöttischer Unterwürfigkeit derselben sein redlich Gemüth, auch, wenn und wo es sich fügen wollen, sich zu den geringsten Diestreichungen erböthig bewiesen, dennoch dadurch ein mehreres nicht bey ihr erlanget, als daß sie, welche seine Liebe in keine Weise vermuthen mögen, auch nicht gewußt, weßhalb er seinen ritterlichen Stand freywillig mit dem Rücken angesehen, sich jezuweilen dessen freundlich bedanket.

Unterweilen ist das fünfte Jahr des Kirchenbaues verflossen, und hat der stolze Nunez, obwohl sein Argwohn gegen Egbertum täglich gewachsen, jedennoch, da derselbe stets eine sonderliche Geschicklichkeit und Entschlossenheit bewähret, also, daß er auch von den Bauleuten in Abwesenheit des Lehrherrn zu Rathe gezogen worden, ihn zu erheben nicht entstehen können, hat demselben bessere Kleider gereichet, und weil die Aufsicht ihm allein zu schwer worden, dem Egbert allenthalben zu gehorchen gebothen. Aljama aber, als sie den Lehrling einstmahls in solcher veränderten Tracht gesehen, ist in eine wunderbare Verwirrung gerathen, und von nun an, je mehr er sie aufgesuchet, desto eifriger vor ihm gewichen, maßen sie nie einen feinern Ge-

sellen erblickt zu haben vermeinet, und sich gescheuet, sich vordem seiner Dienste gebraucht zu haben. Von dieser Zeit an hat ihr denselben jezuweilen heimlich zu sehen verlanget, daher sie auch, ohne daß er dessen gewahret, oftmahls auf dem Söller seiner gewartet.

Wiewohl nun zu glauben gestanden, es werde Egbertus, ob dieses seines steigenden Ansehens, eine große innere Freude empfinden; ist solcher dennoch schwermüthiger worden von Tage zu Tage, ist bis zur Feyerstunde unruhig allenthalben auf den Gerüsten umhergegangen und hat die Werkleute, so mit freundlichen, als strafenden Worten, zu eifrigerer Arbeit angestrenget, des Nachts aber in seinem Kämmerlein, statt des erquickenden Schlafs zu genießen, sich rastlos mit einem Modele, ingleichen mit Rissen und mancherley Rechnungen fleißig beschäftiget, also, daß auch sein vorher blühendes Gesicht augenscheinlich verfallen und das Feuer seiner Augen in etwas erloschen. Diese unheilbar scheinende Gemüthskrankheit ist aber nicht allein durch seine unerwiederte heiße Liebe veranlasset worden, sondern in gleicher Maße um deßhalb, weil ihm die Bedingung des Kaisers bekannt gewesen, und er insgeheim befürchtet, es möge der Bau binnen der gesetzten Frist nicht zu Stande kommen, mithin der Lehrherr nebst den Seinigen und der schönen Aljama Ehre und Leben einbüßen. Solche Besorgniß hat er auch einstmahls mit geziemender Bescheiden-

heit und hervorquellenden Thränen dem Nunez an den Tag zu legen sich unterfangen, ist aber von dem stolzen Baumeister mit der schnöden Antwort, daß das Ey nicht klüger seyn solle, denn die Henne, unfreundlich abgefertiget worden.

Solchergestalt hat auch das sechste Jahr wieder Abschied genommen, und das heilige Osterfest, bey dessen nächster Wiederkehr das Münster geweiht werden sollen, sich genahet. Ob nun wohl damahlen das Kirchengebäu bereits unter das Dach gebracht, so ist jedennoch der Raphaelis-Thurm noch kaum zur Hälfte, der Thurm Michaelis aber erst achtzig Schuhe über der Erde gewesen, also, daß Nunez bey sich selbst in etwas unsicher worden und mehrere Bauleute angestellet, welche jedoch, da sie wegen des engen Raums einander im Wege gestanden, den guten Fortgang schier mehr verhindert, als befördert. Egberti Angst und Bekümmerniß ist einfolglich von Tage zu Tage um ein Merkliches gestiegen, und hat er, ohne der erlittenen Schmach ferner zu gedenken, um Aljamä willen sich abermahls einen Muth gefasset, und dem Mauren, da dieser einst guter Dinge gewesen, einen Plan vorgeleget, wie durch ein von ihm ersonnenes Hebewerk und andere künstliche Maschinen die Arbeit um ein Großes erleichtert und beschleuniget werden, mithin dem Verlangen kaiserlicher Majestät hoffentlich annoch ein Genüge geschehen könne.

Da ist der Meister über die Maßen entrüstet

worden, hat ihn beschuldiget, daß er nur mit Hülfe des bösen Feindes dergleichen zu ersinnen vermocht, auch denselben, obwohl er die Erfindung nicht schelten können, dennoch mit harten Worten bedräuet, sich hinweg zu begeben und seinen Anschlag keinem Menschen vor die Augen zu bringen, ansonst er ihn ohne Schonung, als einen, der mit den höllischen Geistern einen Bund geschlossen, sofort anzeigen, und mit Schimpf und Schanden von der Arbeit jagen werde. Dieser schweren Bezüchtigung ungeachtet, ist der gute Egbert sanften Sinnes verblieben, und hat nicht abgelassen mit Flehen und Bitten, auch endlich zu erkennen gegeben, es sey der Geist, welcher ihn angetrieben, kein anderer, als nur der listige Knabe Veneris, also, daß er auch, falls Nunez ihm die Hoffnung, Aljamam durch langwierige Dienstleistung zu erwerben, nicht raube, jenem alles, als dessen eigene Erfindung, auf ewig zu überlassen, und ein unverbrüchliches Stillschweigen anzugeloben bereit sey. Ist aber Nunez schon vorher hart erzürnet gewesen, so ist sein Hochmuth und Haß nunmehr in volle Flammen ausgebrochen, dergestalt, daß er auch seinen im Gürtel tragenden scharfen Dolch nach Egberto geschleudert, welchem dieser, wie vordem der fromme Hirtenknabe David dem Spieße des wahnsinnigen Sauls, bloß durch Gottes sonderbare Vorsehung und eine schleunige Flucht entgangen.

Doch auch diese mörderische und wahrhaftig

maurische Bosheit hat Egbertus Gott allein überlassen, und sich bey dem Bau fortan eben so eifrig, ja noch eifriger bewiesen, denn zuvor. Da er jedoch von ungefähr Aljamam wieder vorübergehen sehen, und durch ihre wundergleiche Schönheit aufs neue zu dem heftigsten Verlangen und der innigsten Erbarmung aufgereitzet worden; hat ihm sein guter Engel insgeheim zugerufen, daß er für die holde Aljamam Alles aufs Spiel setzen und, da er bey Nunez nichts auszurichten vermocht, an seine Geliebte, ja an die huldreiche Kaiserinn Benignam, ihre Beschützerinn, selbst sich verwenden müsse. Dieser Stimme hat er, unter inbrünstigem Danke zu Gott, zu folgen sofort beschlossen, und in der Frühe des nächstfolgenden heil. Sonntags sich in den Lustgarten der Kaiserinn, woselbst sie, wie ihm bekannt worden, mit Aljama oft zu lustwandeln gepfleget, begeben, auch von einem Lehrling ein zierlich gearbeitetes, allenthalben verwahrtes Kästlein nachtragen lassen.

Dieser Lustgarten, wovon dermahlen noch eine Spur in einigen Reihen hoher, wiewohl mit wenigen Zweigen gezierter Bäume anzutreffen, ist von ganz unvergleichlicher Anmuth und Herrlichkeit gewesen. Es erzeugten daselbst, wie ich in der Chronica befunden, die blühenden Linden am hellen Tage eine angenehme Nacht, und so man aus selbiger durch einen Gang lieblicher Jasminen und Sammetrosen hervortrat, bothen alsdann die Lor-

ber- und Feigenbäume, auch die mit Silberblüthen und Goldfrüchten zu gleicher Zeit prangenden Citronenstämme, unter welchen Aljama zum Andenken der frühesten Kindheit und ihrer, in Hispania verstorbenen Mutter, Lindarajä, am liebsten sich aufhielt, mehreren Sinnen eine ergetzende Sättigung an. Auch waren daselbst mancherley Gesträuche und Hecken mit Netzen von Gold- und Silberdraht künstlich umsponnen, also, daß in selbigen diejenigen Vögel, so, theils wegen ihres prächtigen Federschmucks, theils wegen ihrer kunstreichen Kehle, der Kaiserinn von Zeit zu Zeit verehret worden, obwohl gefangen, dennoch sich frey, los und ledig dünkten.

Als nun Egbertus sich einige Stunden daselbst verborgen gehalten, und eben nach einem kurzen Ungewitter die Sonne hervorgetreten, auch ein schöner Milchregen gefallen, ist Aljama, indem die Hofleute der Kaiserinn nach gehaltener Messe ihre Verehrung bezeigt, um des erquickenden Grüns und der Melodien der Vögel sich zu erfreuen, in einem, mit Gold geschnürten amaranthenfarbenen Oberkleide, zu diesem Lustreviere kommen, und hat, keinen Laurer allhier vermuthend, mit der Kaiserinn Leib-Psittig gekurzweilet, auch demselben Egberti Nahmen vorgesprochen. Da ist der gute Gesell, erst erbleichend, dann hoch erröthend, eilig herzugeflogen, hat sich, ohne daß sie es gewahret, maßen sie immer noch an dem goldenen Gitter gestanden, vor-

ihr aufs Knie niedergelassen, und sodann die Schleppe ihres Gewandes mit seinen Lippen berühret.

Die stolze Aljama aber, als sie nunmehr seiner ansichtig worden, ist heftig erschrocken, hat ihn unsanft zurück gestoßen, und sich eilig auf die Flucht begeben, ist jedoch unweit der Gartenthür still gestanden, um dem allzukühnen Jungfernknecht seinen Frevel mit spitzigen Worten zu verweisen. Es ist ihr solches aber nicht nach Wunsche gelungen, dieweil Egbert, von seiner Liebe angetrieben, aus der vorigen Kleinmuth zu einer wunderbaren Dreistigkeit gelanget, und, da sie doch gegen den Psittig ihre, zu ihm tragende Liebe nur allzudeutlich verrathen, ihr seinen wahren Stand und gränzenlose Liebesgluth offen bekannt, also, daß die reitzende Aljama, deren Blut den heißen Sonnenstrahlen ihres Vaterlandes nicht unähnlich, ihre wahre Gesinnung weder verstellen, noch den demüthig flehenden Egbert länger auf dem Boden liegen lassen können. Vielmehr ist die Morgenröthe der Liebe auf ihr schamhaftes Antlitz getreten, und hat sie ihn schluchzend aufzustehen geheißen, nicht minder, so er ihren Vater für sich gewinnen könne, ihn zu lieben, auch seine Hausfrau zu werden, angelobet, ihm auch zum Beweis ihrer guten Gesinnung mit niedergeschlagenen Augen, wiewohl freywillig, ihre bis dahin noch unberührte Wänglein gereichet.

Also ist Egbertus schier in einem Meer unermeßlicher Wonnen untergangen, hat jedoch nach ei-

ner Weile sich wieder gefasset, und ihr ihres Vaters, ja ihre selbst eigene Leibs- und Lebensgefahr, mit rührenden Worten und überfließenden Augen zu Gemüthe geführet. Als sie nun hierüber, da sie vorher nichts dergleichen geahnet, in tödtliche Angst gerathen, auch Rath und Hülfe von ihm begehret; hat der Jüngling ihr vorgestellet, wie er selbst den Bau zur gegebenen Frist zu vollenden sich erkühne. Da jedoch von Nunez eine Einwilligung zu kräftiglicher Mitwirkung nicht zu erwarten, so sey er gewilligt, sich an die Frau Kaiserinn deßhalb zu wenden, und solle sie versuchen, ihn mit derselben zusammen zu bringen.

Alsbald ist Aljama wieder fröhlichen Herzens worden, und hat dieses ein Leichtes genannt, indem sie bey der Kaiserinn in hohen Gnaden stehe und derselben vielmahlen maurische und hispanische Weisen vorspiele, auch den guten Egbert angewiesen, nur allhier zu verweilen. Hierauf hat sie sich hinwegbegeben, und dem liebenden Gesellen, der nochmahls einen Kuß zu erflehen sich unterfangen, selbiges förder nicht eher zu verstatten geschworen, als nach vollführtem Baue auf der Zinne des Thurmes St. Michaelis. Ob ihr solches aber nicht wieder leid worden, bleibe dahin gestellet, maßen sie wenigstens beym Hinweggehen ihre, gleich Sonnen strahlenden Augen gar liebreich und wehmüthig nach Egberto gerichtet, auch ihm in kurzem, zum Zeichen, daß die Frau Kaiserinn ihre Bitte gewähret,

durch einen kaiserlichen Leibknecht in einer silbernen Schale Früchte und Backwerk, als eine Erquickung, gesendet, wobey auch eine Granatblüthe, die er vorher auf ihrer Brust gesehen, wie durch ein Ungefähr gelegen.

Egbertus hat die feurige Granatblüthe inbrünstig geküßt, und, als ein geheimes Amulet, in seinem Wamms heimlich verwahret, von dem Zuckerwerk und seltenem Obst aber nichts berühret, sondern ist, unter eifrigem Gebeth zu dem Höchsten, auch stäter Erwägung seines jetzigen Vorhabens, immer ungeduldig auf- und abgangen, jedoch, wenn er jezuweilen von dem, bis jetzt verborgen gehaltenen Kästlein die Decke gehoben, wieder ermuthiget worden.

Als hierauf die kaiserliche Tafel aufgehoben gewesen, ist die Kaiserinn, welcher Aljama unter vier Augen einen Fußfall gethan, mit der jungen Maurinn in den Garten kommen, und hat sich daselbst unter einer grünen Laube auf die ausgebreitete Tapete niedergelassen, jedoch vermuthend, daß der junge Baumeister ihr mancherley insgeheim zu vertrauen, ihre Hofleute an der Pforte zu bleiben befehliget. Da ist Egbertus, welchem Aljama einen Wink gegeben, ehrbar herzugetreten und mit ritterlichem Wesen vor der Kaiserinn niedergekniet, also, daß Frau Benigna von der Höflichkeit und sonderlichen Wohlgestalt des Jünglings wunderbar befangen worden, und denselben, sein Anliegen frey und

offen

offen zu entdecken, mit huldvollen Gesichtsmienen geheißen.

Wie nun der allmächtige Gott, zu welchem Egbertus sein brünstigliches Gebeth gesendet, ihn in diesem wichtigen Stündlein mit einer gar kecklichen Zuversicht ausgerüstet, auch ihm ins Herz gegeben, daß er vor dieser gnädigen Frauen weder den, aus inniger Liebe begangenen Jugendfehler, noch seinen wahren Stand und Nahmen zu verschweigen; so hat die Frau Kaiserinn bey dessen Nennung mit sichtlicher Bewegung von ihrem Ruhesitz sich erhoben, die Hände verwundernd in einander geschlagen und nicht ohne Wohlgefallen sich erinnert, daß sie ihn vordem in ihrem ledigen Stande, da sie mit ihrem Herrn Vater ungefähr durch seine Geburtsstadt gereiset, mit einigen Andern von hohem Adel aus der Taufe gehoben. Hierdurch, als durch eine sonderbare Fügung Gottes, ist nicht nur Egbertus in seinem Vertrauen kräftig gestärket, sondern auch Aljama dergestalt heftig erschüttert worden, daß sie ihre, in Thränen schwimmenden Augen benebst dem rubinfarbenen Munde der Frau Kaiserinn auf den Arm gepresset, welches diese lächelnd geduldet und der feurigen jungen Maurinn huldvoll die Wangen geklopfet.

Sodann hat Egbertus von dem Baue angefangen und in wohlgesetzter Rede zu erkennen gegeben, wie er seinen Vorgesetzten, Nunez, nach Würden ehre, auch demselben stets unterworfen seyn wolle,

jedennoch, aus seiner zu dessen Tochter tragender Zuneigung und schuldiger Ehrfurcht gegen das Kaiser-Wort, sein Bedenken zu offenbaren nicht unterlassen dürfe, es möge der Dom, falls nicht andere Hülfsmittel aufgebracht würden, auf künftiges heil. Osterfest nicht geweiht werden können. Durch diese sittsame und verständige Vorstellung ist das Herz der Frau Kaiserinn dem Jünglinge immer mehr zugewandt worden, und hat selbige die Achseln gezucket und gefraget, ob ihm dergleichen andere Hülfsmittel bekannt? Da nun Egbertus sich dessen vermessen, die Kaiserinn aber ihm sein wagliches jugendlich Unternehmen freundlich verwiesen; hat er um die Erlaubniß, sich einen Augenblick zu entfernen, sowohl um die Gnade, einstweilen den obersten Hofmeister und die Kämmerlinge, auch wem sonst der Zutritt verstattet und es beliebig sey, herbeyrufen zu lassen, demüthigst gebethen.

Als nun auf der Kaiserinn Befehl mehrere hocherfahrne Personen nebst der Kaiserinn Hofdienern und Frauen sich neugierig versammelt, ist Egbertus mit seinem zierlichen Kästlein hervortreten, welches sich, als er es der Frau Kaiserinn präsentiret, von selbst aus einander geschlagen und ein künstlich gearbeitetes Münster mit zweyen Thürmen, wie solches alles fast anjetzt zu sehen, nebst mancherley Gerüsten, Maschinen und Kranichen vor aller Augen gestellet. Da sich nun die Anwesende dessen nicht wenig verwundert, hat Egbertus das Modell stück-

weis aus einander genommen und den Bau also gezeiget, wie er bis dahin vollführt gewesen, sodann aber seine erfundenen Werkzeuge angeleget und die Fäden von Aljama und andern Hoffräuleins fassen lassen, welche hierauf nach seiner Anweisung selbige von Zeit zu Zeit anziehen müssen, da sich denn in kurzem die Werkstücke und Schäfte in einander gefüget und die Thürme bis zur Fahne aufgerichtet gestanden.

Solches Kunststück hat niemand ohne Erstaunen mit ansehen können, und ist, da auch einige gelahrte Männer demselben ihren Beyfall geschenket, die Kaiserinn aufs höchste erfreuet worden, hat Egbertum sofort zu ihrem Baumeister ernannt, sowohl mit ihrem Gemahl, welcher damahls sich nicht bey dem Hoflager befunden, des ehesten aus der Sache zu sprechen gelobet, und den Jüngling mit vielen Bezeigungen höchsten Wohlgefallens für jetzo entlassen.

Es sind aber wenig Tage verstrichen, als des Kaisers Majestät heimgekehret und den Bau besichtiget, auch sehr unruhigen und mißvergnügten Gemüths bey seiner Gemahlinn eingesprochen. Als diese nun mit sanften Liebkosungen in denselben gedrungen, und in Erfahrung gebracht, wie er dem Nunez aufs äußerste erzürnet sey, und die Erfüllung seines, den heil. Erzengeln gethanen Gelübdes, obschon der Maure sich dessen beharrlich vermesse, vor menschlichen Augen unmöglich scheine;

hat sie demselben Alles, was sich begeben, ausführlich berichtet, worüber Se. Majestät verschiedene Zweifel getragen, jedoch Nunez und Egbertum, nebst seinem Werkkästlein, alsbald vor sich gefordert.

Letzterer hat vor Sr. Majestät und des Nunez Augen alles aufs neue aus einander genommen und in kurzem wieder zusammengefüget; also daß auch der Meister, obschon mit innerm Ingrimm erfüllet, kein Wort dagegen aufzubringen vermocht. Als jedoch der Kaiser, Egberti Geschicklichkeit über die Maße erhebend, ihm den ganzen Bau übergeben wollen, hat dieser deßhalb um gnädige Verschonung gebethen, sintemahl er nur durch des Nunez vorherige gründliche Anweisung und eigenes Nachdenken solchen Anschlag gefunden, dahero auch seinem Lehrherren ferner alle Ehre und Gnade, auch aus diesem Bau bey der Nachwelt verbleibenden Ruhm, von Herzen gönne, und nur, wiewohl unter dessen Aufsicht, wenn es seiner kaiserlichen Majestät also beliebe, sich der Ausbauung des noch am weitesten zurückstehenden St. Michaelisthurms unterziehen, auch, wenn er denselben bis zum Osterfeste nicht darstelle, der dem Nunez und den Seinigen angedroheten kaiserl. Pön mit unterworfen seyn wolle. Da hat der Kaiser ihn einen eben so wackern, als kunstgeschickten Gesellen gescholten, und in sein Verlangen, welches auch Nunez, spöttisch vorgebend, daß kleine Klötzlein Holz keine Quadratstücke, und etwas dergleichen leichter zu schnitzen, als auszu-

führen, sich gefallen lassen, durchgehends gewilliget, doch also, daß ein jeder der Baumeister seinen Thurm ohne Einmischung des Andern, auch in solcher Höhe und mit solcher Art und Kunst aufführe, als er binnen der gegebenen Frist zu leisten vermöge. Bis dahin aber solle dem Kaiser zwar jezuweilen von dem Fortgange des Baues Bericht abgestattet werden, jedennoch wolle er selbigen, bevor das Osterfest eintrete, nie wieder mit Augen sehen.

Ich übergehe billig mit Stillschweigen, wie Nunez nach seiner Zurückkunft mehr einer höllischen Furie, als einer vernünftigen Creatur Gottes, geglichen, auch gegen seine Söhne gewüthet, und sie, als von Egberto übertroffen, zur Rache gegen denselben aufreitzen wollen, seine Tochter Aljamam aber, obschon er selbige auf das zärtlichste geliebet, und auf der Kaiserinn Befehl von allem, was in dem Lustgarten sich ereignet, reiner Mund gehalten werden müssen, dennoch mit Verwünschungen überschüttet und sie heftig bedräuet, falls sie dem unschuldigen Egberto jemahls anders, als es einer Bencerraja gezieme, will sagen, mit dem schnödesten Stolze und höhnischer Verachtung, begegne. Dahingegen ist zu wissen, daß von nun an in einem Monathe das Dach der Kirchen vollendet, an den beyden Thürmen aber von dem Meister und Lehrling mit unermüdlicher Anstrengung zu bauen fortgefahren worden.

Ob nun schon Nunez eine doppelte und drey-

fache Zahl Arbeiter angeleget, auch seiner Seits, da, Egberti Erfindung zu gebrauchen, ihm von seinem Haß und Dünkel nicht gestattet worden, einige andere künstliche Hebel- und Räderwerke ersonnen, so hat er doch nicht verhindern können, daß nach zweyen Monathen Egberti Thurm dem seinigen gleich kommen, ja in wieder einer Weile sogar den seinigen überwachsen.

Als Nunez aber eines Abends sich selbst überzeuget, daß es nunmehr unmöglich falle, seinen gewesenen Lehrling wieder einzuhohlen, viel weniger, wie sich doch gebühre, selbigen zu übertreffen; hat er, um seinen Unmuth in etwas zu bekämpfen, sich in das öffentliche Weinhaus zum goldenen Bock, wo nur Personen ritterlichen Standes zu trinken gewohnt, begeben, und daselbst in einer abgesonderten Ecke finster allein sitzend einen ansehnlichen Mann von gelber, schier maurischer Gesichtsfarbe wahrgenommen. Dieser ist mit einem rostigen Brustharnisch, auch bluthrother Feldbinde bekleitet gewesen, und hat dessen Antlitz, da er in kurzem die schwarze Blechhaube, so auch mit einer rothen Feder versehen, mit hastiger Bewegung auf den Schenktisch geworfen, dem Baumeister dergestalt ungewöhnlich und auffallend geschienen, daß er auch denselben, wiewohl es sich nicht also verhalten, schon irgend eines Orts gesehen zu haben vermeinet. Der fremde Gast aber hat des Nunez in keine Weise geachtet, sondern immer starren Blicks auf den Bo-

den gesehen und den vor ihm stehenden Weinbecher nicht berühret.

Da nun dem Mauren dieses sonderbar bedünket, hat er den Kellerwirth, welchen er wohl gekannt, gelegentlich auf die Seite gezogen und sich nach dem finstern Ritter erkundiget, von diesem aber zur Antwort erhalten, daß er selbst diesen Fremdling, so erst zwey bis drey Mahl allhier eingesprochen, nicht kenne, selbiger aber es immer gern zu sehen geschienen, wenn wacker gewürfelt und bankettirt worden, gleichwohl den allezeit geforderten rothen Wein nie gekostet und beym Hinweggehen jegliches Mahl einen alten Goldgülden auf den Tisch geworfen habe, welcher ganz mit grünem Schimmel überzogen gewesen, jedoch bey angestellter Probe für das feinste Gold befunden worden.

Dieser wundersame Bericht hat Nunez nicht wenig ergetzet, und ihn bewogen, einen Tisch unweit des Fremden einzunehmen, auch, da er sich niedergelassen, auf dessen Gesundheit zu trinken. Dessen hat der Ritter sich lachend, doch freundlich bedanket, ist auch alsbald weit beredsamer und höflicher worden, als man nach seinem rauhen Ansehen erwarten sollen, also, daß Nunez sich zu ihm gesetzet, und sich deß und jenes bey ihm befraget.

Es hat aber der Fremdling nach einer Weile mit heftigen Worten des Kirchenbaues gedacht, und Nunez bedauert, daß seine erprobte Kunst und Geschicklichkeit anjetzt zum Spotte eines Knaben dienen

solle, wie gleichwohl nicht anders zu erwarten. Als nun der Maure, dem dieses glühende Eisen untergeleget, hierauf erwiedert, daß noch nicht aller Tage Abend hereingebrochen sey, und er immer noch hoffe, Egberto hinkünftig gleich, ja auch vorzukommen; hat jener bitter gelachet und mit fester, doch schneidender Stimme ihm eingewendet, wie es keinem wackern und herzhaftigen Manne gezieme, sich mit einer Zukunft zu trösten, immaßen in der Gegenwart ihr eigenes Heil oder Verdammniß liege, und man, wenn der Himmel sich verschließe, anderswo anklopfen müsse. Diese freche, doch mannhafte Rede ist dem ehrsüchtigen Bencerrajen kräftig ans Herz drungen, und hat selbiger einen Becher nach dem andern geleeret, auch letztlich von dem Fremden zu wissen verlanget, was er damit sagen wollen? Allein jener hat sich geweigert, mit etwas herauszurücken, dieweil hier kein schicklicher Ort dazu sey; so es ihm aber beliebe, mitzukommen, so wolle er ihm treulich an die Hand gehen mit Rath und That, und solle der milchbärtige Lehrling über den berühmten Meister nicht länger triumphiren.

Da hat sich Nunez, von seinem bösen Gestirn verleitet, sofort zur Begleitung entschlossen, und, da sie herausgetreten, mit Verwunderung bemerket, daß die Sternlein bereits geschienen, mithin sie im eifrigen Gespräch mehrere Stunden verbracht. Auch ist alsbald ein kleiner, schwarz vermummter Gesell herbey kommen, so äußerst behend gewesen

und mit einer blauschimmernden Laterne wacker vorangeleuchtet. Der schwarze Ritter aber ist diesem immer, ohne sich umzusehen, mit schnellen Schritten gefolget, und über Weg und Steg, Sumpf und Stumpf, also geeilet, daß dem Baumeister schier ein Grauen ankommen, zumahl da auch der Knecht mit dem Lichtlein gar ungewöhnlich über Steine und Graben gesprungen, und sie einem dunkeln Walde genahet. Jedoch hat der Baumeister sich wieder in etwas gefasset, als aus solchem Walde der Klang einer Orgel erklungen, und er auf einem Berge ein Kloster vor sich erblicket, woselbst die Kirchenfenster alle erleuchtet gewesen.

Da sie bey dem Kloster angelanget, ist der Vorleuchter plötzlich verschwunden, und hat Nunez nicht ohne große Verwunderung weltliche Weisen und lustige Schimpf- und Buhlerlieder vernommen, ist aber in ein noch größeres Erstaunen und Schrecken gerathen, als der schwarze Ritter die Kirchpforte geöffnet, und er durch selbige einen lustigen Reihen grauer Nonnen und Mönchlein gewahret, welche sämmtlich, wie Trunkene, in mancherley frechen und unzüchtigen Stellungen zum Klang der heiligen Orgel einen lustigen Tanz gehalten, also, daß auch mehrere derselben, benebst ihren Tänzerinnen, so in ihren fliegenden Schleyern, Scapulieren und Kutten mehr, als die auf dem Theatro sich präsentirende geschminkte Weltkinder, entblößt geschienen, schwindelnd zur Erde gesunken sind. Als nun der

schwarze Ritter ein Zeichen gegeben und eine der Nonnen, so die Äbtissinn und vor allen andern üppig und schön gewesen, sein gewahr worden, ist selbe flugs zum hohen Altar gesprungen, woselbst ein dicker Mönch, als der heidnische Weingott Bacchus, auf einer Tonne geritten und eine der geistlichen Nymphen nach Herzenslust geliebkoset, und hat in einen der geweihten goldenen Kelche einen Trunk gezapfet, welchen sie, dem Ritter durch einen Handkuß ihre Ehrfurcht bezeigend, demselben credenzen wollen. Der Ritter aber hat mit der Hand sie zurück gewinket, und sind in diesem Augenblicke alle Lichter verloschen, und alle Tänzer, benebst der Orgel und sonstigen Kirchen-Zierath, vor des Nunez Augen zerronnen.

Alsbald hat der Ritter mit der rothen Helmfeder Nunez bedeutet, sich nicht irren zu lassen, zugleich ihm zu erwägen gegeben, wie alle Frömmigkeit auf Erden nichts, als ein leerer Schatten und Schemen sey, und selbst die hochgeweiheten Priester und Jungfrauen, so öffentlich mit ungemeiner Andacht verehret würden, insgeheim die freventlichsten Wucherer, Erzschelme, Schlemmer und Buhldirnen seyen, ist aber zuletzt wieder auf sein voriges Wort kommen, erwähnend, daß Nunez ja nicht wisse, auf was Weise Egbertus so Unglaubliches zu leisten vermöge, mit der Hinzufügung, daß, falls Nunez von seinem neuen Glauben nicht allzu verblendet, er demselben kräftiglich Beystand zu leisten

gewillet sey. Als nun Nunez, obwohl der Gedanke, daß sein Lehrling durch übernatürliche Dinge eine dergestaltige frühzeitige Geschicklichkeit erlanget, von neuem erreget worden, auch der zu befürchtende Schimpf lebhaft ihm vor die Augen getreten, dennoch sich bedenken wollen, ist durch ein höllisches Blendwerk sofort seine Tochter Aljama in bräutlichem Schmuck, daneben, von der kaiserlichen Hofhaltung umgeben, Egbertus in prächtigen Gewändern, welchem auch der Kaiser vor seinen Augen eine goldene Kette verehret, erschienen, also, daß plötzlich alle seine Sinne verwirret worden und er sich mit kurzen Worten dahin geäußert, daß ein Bencerraja, was ein Anderer wage, auch nicht zu scheuen pflege. Hierauf ist der schwarze Ritter allmählich näher gerückt, und hat ihm bey den Grundfesten des Meeres und bey der ewigen Verdammniß auf das theuerste geschworen, daß Nunez, so er ihm eine Seele zu opfern gelobe, dem Egberto jederzeit gleich kommen und seinen Bau zur gesetzten Frist gebührend vollenden solle. Dieß ist Nunez, mehr sein eigenes Wohlseyn und Ruhm, als das Heil einer fremden Seele, bedenkend, bereitwillig eingegangen, und ist der schwarze Ritter, als sie diesen Vertrag wechselseitig handgebend angelobet, auf einem alsbald herzukommenden schwarzen Streithengst eilig davon geritten, daß es hinter ihm feurige Funken gestiebet.

Der Baumeister aber hat sein Versprechen au-

genblicklich in etwas bereuet, zumahl ihn eine schauerliche Luft angegangen, und der kalte Thau ihn befeuchtet, auch der Morgen zu dämmern angehoben und er bey weichendem Dunkel sich, unter Kröten und Eidexen, auf den Trümmern eines, wie er sich nunmehr erinnert, wegen seiner Unzucht eingeäscherten Nonnenklosters, wo auch annoch ein von einem Mönchskloster anhebender Gang unter der Erden zu sehen, unfern einer Vehmstätte befunden.

Nachdem er solchergestalt, in dieser Nacht um ein Jahr gealtert, nach seiner Wohnung gekommen, und Aljama, die seiner die ganze Nacht hindurch ängstlich gewartet, über seine Gestalt tödtlich erschrocken, solches dem guten Egberto durch eine vertraute Magd alsbald ansagen lassen; ist dieser dadurch also beweget worden, daß er herbey geeilet, und, vermuthend, daß jener bloß von seiner Furcht, übertroffen zu werden, also angegriffen und entkräftet worden, ihm mit demüthigen Worten seine Ehre verpfändet, daß er, falls Nunez ihm mit väterlichem Herzen hinkünftig Aljamam zum Weibe zu geben verspreche, mit seinem Baue willig zögern, und solchen nur mit dem seinigen in gleicher Weise vollenden, ja, wenn der Lehrherr seinem Lehrling diesen Schimpf zuziehen wolle, hinter demselben zurück zu bleiben, willig gelobet. Ob nun wohl Aljama und derselben drey Brüder, von Egberti guter Gesinnung kräftiglich überzeugt, mit demselben zu des Vaters Füßen gesunken und mit

Thränen geflehet, auch Nunez eine Zeit lang gewanket, so ist er doch, da in diesem Augenblick eine feurige Wolke, so Egbertus und die übrigen wenigstens dafür gehalten, vor dem Fenster vorüberzogen, plötzlich andern Sinnes worden, und hat sich und seine Kinder, falls mit seinem Willen je ein Finger Aljamä mit Egberto in das hochzeitliche Bett komme, ewig verfluchet, auch Egbertum und Aljamam mit den Füßen von sich gestoßen. Also ist Egberti gute Absicht von dem Hoffartsteufel auch dießmahl vereitelt worden, und hat der Jüngling, da seine ritterliche Ehre es also verlanget, von Stund an verschworen, dem Nunez jemahls mit Bitten wieder zu nahen, sich auch alsbald ohne weiteres aus dem Gemach begeben.

Von nun an hat Egbertus mit allem Fleiße dem Baue seines Thurms obgelegen, das übrige aber Gott anheim gestellet. Der böse Feind aber, welcher, wie dem Leser unverhalten seyn wird, dem Baue der Kirche zur Ehre Gottes vom Anfang her mit neidischen Augen zugesehen, und nur eine Gelegenheit gesuchet, des Kaisers fromme Absicht nach Vermögen zu hindern, hat jederzeit des Nachts an dem Thurme des Erzengels Raphaelis gebauet, jedennoch durch Gottes wunderbare Schickung und seine eigene Triegerey selbigen nicht weiter gefördert, denn daß dieser von nun an mit dem Baue des St. Michaelisthurmes gleichen Schritt gehalten, mithin, so wie Egberti Thurm zehn oder zwan-

zig Ellen gestiegen, dieses auch mit dem Thurme des Nunez gleicher Maßen geschehen. Also ist des Argen zweydeutige Zusage zwar in so weit erfüllet worden, daß er seinen Bundesgenossen immer mit Egberto in gleichem erhalten, dennoch aber hat selbiger, nach seiner gewohnten Heimtücke, den Bau also eingerichtet, daß der Thurm sich in kurzem merklich auf die Seite gesenket, wovon er noch zum Spott der Schiefe heißet bis auf diesen Tag.

Als nun der Maure, hiermit wenig vergnügt, den Bösen abermahls in dem verfallenen Schandkloster aufgesuchet, und, nachdem er ihn gerufen, seine fälschliche Zusage ihm mit bittern Worten vorgehalten, hat der Arge, da er seine Unmacht gegen Gott den Allmächtigen wohl gekannt, eine andere List ausgesonnen, und, weil er Nunez über Vermögen zu helfen nicht vermocht, den guten Egbertum im gedeihlichen Fortgange auf eine andere Art zu hemmen gesuchet. Solchemnach ist, was dieser mit emsiger Mühe des Tages erbauet, jederzeit des Nachts wieder boshaftiger Weise eingerissen gewesen, und hat der Teufel selbst das Sims- und Schnitzwerk durch seine Kunst des Nachts umzuwandeln verstanden, also, daß die hier und da angebrachten geflügelten Cherubinen als heidnische Sphinxe und Drachen, die Kinder- und Heiligenköpfe aber in häßliche Faunenlarven und abscheulich grinsende Katzenköpfe umgeschaffen, erschienen.

Als nun, dessen ungeachtet, Egbertus den

Thurm bis zur Spindel vollendet, allein dieß Teufelsspiel, da Ostern herangenahet, durchaus nicht länger ertragen können, auch vermeinet, als ob die Arbeiter des Nunez solches nächtliche Unheil bey ihm anstifteten; hat derselbe, obschon er des heilsamen Schlummers allerdings sehr vonnöthen, endlich beschlossen, auch des Nachts auf seinem Thurme zu wachen. Da ist unverhofft der teuflische Baumeister abermahls zu Nunez kommen, und hat ihm mit arger List vertrauet, daß er wenigstens in der Nacht vor der heiligen Marterwoche den Lehrling daheim zu halten versuchen möge, maßen er selbst sodann mit einer gewissen Schwefelmasse, womit unbezweifelt das Schießpulver gemeinet gewesen, ein gewaltiges Unheil und Erdbeben anzurichten entschlossen sey, allein in der heiligen Woche unfolgends, da der Tag komme, an welchem der Sohn Mariä zur Hölle hinabgestiegen und ihre Pforten zerstöret, keine Macht habe. Hierbey hat er auf die allgewaltige Schönheit Aljamä mit frechem Muthe angedeutet, und ist der hoffärtige Vater dadurch zuletzt auf den Gedanken kommen, seines eigenen, obwohl so unschuldigen, als heißgeliebten Blutes nicht zu verschonen, sondern selbiges seinem feindseligen Hasse und verdammlichen Stolze zum Opfer zu bringen.

Solchergestalt hat er mit freundlich scheinender Geberde Aljamam vor sich gefordert, und ihr zu verstehen gegeben, wie er seinen Zorn gegen Eg-

bertum aus guten Gründen plötzlich in herzliche Liebe und Zuneigung gekehret. Es sey ihm aber aus guten Gründen daran gelegen, daß selbiger seiner Gesundheit schone, und solle sie daher in der nächsten Nacht ihn daheim halten, auch zu diesem Behuf, da nöthig, ihn auf ihrem Zimmer verweilen lassen, wie es denn in Mauritania gewöhnlich, daß eine Verlobte den Bräutigam heimlich zu sich rufe, auch, so er des Nachts bey ihr zu verweilen begehre, solches zu Bezeigung ihrer gegen ihn tragenden Liebe nicht versage. Ob nun schon Aljamä schamhaftiger Unschuld solches allerdings wunderbar gedünket, hat sie doch mit Freuden sich für die geänderte Gesinnung ihres Vaters herzlich bedanket, und von ihrer Vorsorge für Egbertum, so wie von eigener, langunterdrückter Sehnsucht auf das heftigste angereitzet, ihre jungfräuliche Keuschheit also bekämpfet, daß sie Egbertum gegen Abend heimlich zu sich bestellen lassen.

Also ist der liebende Gesell, da er kurz vor Dunkeln heimgekehret, um sich in etwas mit Speise und Trank zu erquicken, von Aljama, so nach maurischer Sitte mit schimmernden Hals- und Armringen geschmücket, auch mit nichts, als einem, unter der Brust gebundenen, mit Silber durchwirkten Schleyer, aus welchem ihr, gleich Ebenholz glänzendes, in köstlichen Gewässern gebadetes Haar bis zur Ferse herabgewallet, bekleidet gewesen, in voller Pracht ihrer jungen Schönheit, zärtlich empfan-

gen, sie auch, von der heißen, zu ihm tragenden Liebe, dahin verleitet worden, daß sie, ihres Schwures nicht denkend, als sie ihm des Vaters veränderte Gesinnung mit leuchtenden Augen verkündet, ihm inbrünstig um den Hals gefallen, und solchergestalt ihre herzliche Zuneigung, mehr als gnüglich, zu erkennen gegeben.

Wie Egberto hierbey zu Muthe worden, welcher die reitzende junge Maurinn vorlängst mit tausend Armen zu umfassen begehret, bleibe den Poeten zu schildern überlassen, in deren Büchern davon, daß Liebe, Jugend und Nacht eine gefährliche Gesellschaft abgeben, mehrere Beyspiele anzutreffen. Ich gedenke nur so viel, daß Egbertus, ob er wohl an des Nunez gute Gesinnung anfänglich nicht glauben wollen, jedennoch, da er den klaren Beweis davon nicht bloß vor seinen Augen gehabt, sondern in Wahrheit mit seinen Armen umfangen, des Vergangenen, wie des Zukünftigen, völlig vergessen, auch es sich wohl gefallen lassen, als die reitzende Aljama ihn fröhlich zu seyn geheißen, und zum Sitzen neben sich eingeladen, wobey sie ein Tischlein herbeygezogen, welches zu seiner Erquickung mit allerley trockenen Confituren und weingefüllten Bechern artig besetzet gewesen.

Es ist aber deß ungeachtet an Essen und Trinken wenig gedacht worden, sondern haben die jungen unbedachtsamen Leute einander stets in die Augen gesehen, bald gelächelt, bald geweinet, und kei-

nen Durst noch Hunger verspüret, denn nach wechselseitigen Küssen und Umhalsungen. Also ist beynahe die Mitternachtsstunde, wo der Satan sein Wesen treiben wollen, herangenahet, und will ich nicht behaupten, daß selbe beyde, da das Lämplein immer dunkler gebrannt, ohne daß sie dessen gewahret, das Lotterbettlein eben so unschuldigen Herzens verlassen haben dürften, als sie sich darauf niedergelassen. Allein, da sie eben in eine völlige verliebte Trunkenheit gänzlich versunken gewesen, und Nunez, vom Weine erhitzt aus dem goldenen Bock zurückkehrend, das Ausgehen der Lampe mit heimtückischer Freude bemerket, gleichwohl diesen Schimpf einer Bencerraja mit dem Tode zu vergelten grimmig bey sich geschworen; hat Aljama drey Mahl deutlich ihren Nahmen vernommen, und da sie erschrocken aufgesprungen, ihre verstorbene Mutter Lindarajam, mit weißen Gewändern und einem sanften Schimmer umgeben, vor sich stehend erblicket, welche mit mütterlichen, doch wehmüthigen Blicken zu ihr herabgeschauet und mit einer schneeweißen Garten-Lilie, wodurch zweifelsohne auf der Jungfrau bisher unbefleckte Unschuld angedeutet werden sollen, sie berühret. Solche Lindaraja ist, da sie durch eine wunderbare Fügung nach einer Stunden, nachdem Nunez benebst seinem ganzen Stamme getauft worden, plötzlich mit Tode abgegangen, folglich, durch das heilige Bad von allen Sünden rein gewaschen, in das Paradies der Frommen gelanget, von dem

allmächtigen Gott zum Werkzeuge erkoren worden, um sowohl das Vorhaben des Bösen, wodurch er den zur Ehre Gottes unternommenen Bau hindern wollen, zu nicht zu machen, als die beyden unwissenden jungen Leutlein vor sträflicher Sünde zu bewahren, und haben beyde alsbald der Gebothe Gottet, Egbert aber des, seinem Thurme drohenden Unheils gedacht, also, daß er, nur Aljamä Schleyer noch einmahl küssend, sich eilig davon gemacht. Worauf Lindarajä Geist wieder verschwunden, und, da das Zimmer mit einem wunderlieblichen Geruche erfüllt blieben, die holde Aljama in einen sanften Schlummer verfallen.

Egbertus aber ist kurze Zeit vor der Mitternachtsstunde zu dem Thurme gelanget, woselbst ihm auf der Treppen des Gerüsts einige riesenhaftige, schwarz vermummte Schanzgräber mit scheußlichen Gesichtern und weiß hervorschimmernden Augäpfeln, auch Schaufeln, Erdbohrer und anderes Arbeitsgeräth in der Hand tragend, begegnet, so ein dumpfes Gemurmel von sich gegeben, allein, da jener das Kreutz geschlagen und ein Gebethlein gesprochen, augenblicks mit einem garstigen Schwefelgestank versunken. Sodann ist der Jüngling mit dankendem Herzen bis auf die höchste Spitze gestiegen, und hat auf offenem Gerüst unter dem Sternenhimmel auf seinen Knien ein frommes Gebeth gesprochen, wodurch er also gestärket worden, daß alle sündhaftige Lust aus seinem Herzen gewichen, und er, bis

die Morgensonne hinter den Gebirgen hervorkommen, guten Muthes auf Einlegung des obern, aus einem Stück gearbeiteten Schlußsteines, bis wohin bereits alles fertig gestanden, denken können. Da nun auch hierbey alles ohne Verunglückung irgend eines Menschen zu Stande gebracht worden, ist am Morgen vor dem Gründonnerstag, wo Christi Leiden begonnen, auf dem Michaelisthurme der letzte Hammerschlag gefallen, auch die Thurmhaube, so von Egberto zu Ehren der Frau Kaiserinn, und weil er dieselbe zuerst in einer Laube gesehen, einer offenen Laube ähnlich, erbauet worden, gänzlich vollendet gewesen. An dem Thurme St. Raphaelis aber hat die ganze heilige Woche hindurch mit ängstlicher Besorgniß gearbeitet werden müssen, also, daß auch Nunez, auf sonderbare Veranlassung seines höllischen Gehülfen, in tödtlichen Zweifelmuth verfallen, und mehrmahlen an das Wasser gegangen, nicht weniger an der gemauerten Brustwehr seines Thurms, als das erste Osterfeuer erblicket worden, und um diese Zeit auf Befehl des Kaisers die Arbeiter abgehen müssen, annoch einige Quadern ohne Mörtel eingelegt geblieben.

Nunmehr wäre ein Vieles zu berichten, mit welcher glänzenden und wahrhaft kaiserlichen Pracht der Zug zur Einweihung des Münsters, unter Vortretung vieler Herolde, ingleichen der kaiserlichen Hatschiere, so wie der gesammten Priesterschaft mit brennenden Kerzen, bey feyerlicher Ertönung der

Glocken, Zinken und Heerpauken, von der Hofburg begonnen. Dieweil aber ein Ähnliches, mit Ausnahme der damahlen mit einhertretenden geschmückten Jungfrauen und Kinder, auch anjetzt bey den Kaiserwahlen und sonst üblich, will ich den geneigten Leser damit nicht verweilen, und nur gedenken, daß der gute Egbertus, welchem die Frau Kaiserinn, als ihrem Taufpathen, hiezu ein köstlich dunkelgrünes Genuesisches Sammetkleid, auch dergleichen Baret mit weißer Feder, verehret, benebst seinen Bauleuten am Thurme Michaelis, so wie Nunez benebst seinen Söhnen und Aljama, so zu Egberti sonderlicher Überraschung mit einem ähnlichen Gewande von der Frau Kaiserinn geschmückt worden und an diesem Tage mehr einer königlichen Prinzessinn, denn der Tochter eines Baumeisters, geglichen, am Thurme St. Raphaelis die kaiserlichen Majestäten pflichtschuldigst erwartet.

Als nun der Kaiser, unter Begleitung vieler Vasallen und Leibjunker, auf seinem weiß gebornen, mit Purpur aufgezäumten Leibrosse, die Frau Kaiserinn aber in einer goldenen Staatskutsche, auf dem offenen Platze der Kirche, wo die Handwerkszünfte mit fliegenden Fahnen sich gestellet, angelanget, ist des Nunez Thurm, obwohl an selbigem der böse Feind mit gearbeitet, annoch an dreyen Seiten mit dem Gerüste umgeben und nur an der einen offen, Egberti Thurm aber, so um ein Merkliches höher, zwar von unten noch mit dem Gerüst

allenthalben umringet, doch oben herum bis auf einige, lang hervorragende Säulen völlig frey gewesen, und hat sich, auf einen von letzterm gegebenen Wink, gleichsam wie durch ein Wunderwerk, die Vermachung aus einander begeben, also, daß die schöne Thurmkrone alsbald und auf ein Mahl in voller Zier sich gezeiget. Solche artige Zubereitung nicht minder, als das, den Meister lobende Werk, hat Ihrer Majestäten Augen höchlich gefallen, und ist deßhalb der Kaiser mit Dero Frau Gemahlinn zuerst zu Egberto kommen, hat auch nebst selbiger nicht die Mühe gescheuet, den Thurm bis fast zur Spindel zu besteigen. Nunez aber ist mit verbißnen Lippen auf den schiefen Thurm getreten, um von da aus die, seinem Lehrling widerfahrende Gunst, mit giftigem Neide zu beobachten, hat auch die Seinigen mit sich zu kommen geheißen.

Auf dem Austritt des Michaelisthurmes aber hat der Kaiser, als er sich alles besehen, dem jungen Baumeister seine Gunst und Gewogenheit nicht gnüglicher zu beweisen gewußt, als daß er alsbald seinem Marschall eine schwere goldne Kette abgenommen, und selbige Egberto, welcher sich auf ein Knie niedergelassen, um den Hals gehänget, wobey der Frau Kaiserinn vor inniger Freuden die Thränen aus den Augen getreten, sie auch der, von dem Raphaelisthurme herüberschauenden Aljamä, die, alles vergessend, die Arme ausgebreitet, ohne Hehl mit der Hand gewinket.

Aber dem Nunez ist in diesem Augenblicke der Teufel nicht allein ins Herz fahren, sondern ihm auch in Gestalt eines schrecklichen Gespenstes, die versprochene Seele fordernd, vor Augen erschienen, also, daß er, auf teuflische Eingebung alsbald errathend, wie er das Gelübd erfüllen und zugleich sich an Egberto auf das grimmigste rächen könne, plötzlich die noch losen Steine der Brustwehr mit großem Gekrach hinabgeworfen, und, indem er die zitternde Aljamam unversehens umfaßt, nachdem er mit lauter Stimme: Egbert! Egbert! gerufen, sich mit selbiger zugleich in den furchtbaren Abgrund gestürzet hat.

Es ist nicht zu sagen, welch ein Schrecken und Jammergeschrey über diese grausame, unnatürliche That, sich unter der versammelten Menge erhoben; der liebende Egbertus aber, da er die Wonne und Hoffnung seines Lebens also dem Tode in die Arme fliegen sehen, hat eine Weile gleich einem steinernen Bilde gestanden, sodann aber das Geländer ergriffen, um von selbem der lieblichen Aljamä, da er sie nicht erretten mögen, in den Tod nachzuspringen, woran er nur durch einige rüstige Hauptleute des Kaisers mit vieler Mühe zurückgehalten worden.

Niemand, weder die auf dem Thurme, noch welche unten gestanden, haben es anfänglich gewaget, nach dem Orte zu blicken, wohin der unbarmherzige Vater mit seiner unschuldigen Tochter niederfallen müssen, vielmehr hat ein jeder die Augen

abgewendet, um die schreckliche Zertrümmerung der schönsten Jungfrau nicht anzusehen. Allein der gerechte Gott, der dem Satan seine schändliche List nicht gelingen lassen und nicht zugeben wollen, daß der Gerechte mit dem Ungerechten vergehe, hat es aus sonderlicher Barmherzigkeit also geschicket, daß der abscheuliche Geyer-Vater im Fallen das unschuldige Lamm aus seinen Krallen gelassen, und ist Aljama, wie die Naturkündiger versichern wollen, weil sich die Lüfte in ihrem weiten seidenen Gewande gefangen, oder aber, von den Engeln, deren Händen der wundersame Gott sie befohlen, wie von einer Wolke getragen, sanft und unversehrt zur Erde kommen. Von dem Leichnam des maurischen Nunez aber ist nirgends eine Spur, wohl aber ein tiefes, vorher nie zu sehen gewesenes Loch aufgefunden worden, so niemahls vermauert werden können, auch, wiewohl besonders verschlossen und mit eisernen Gittern verwahret, den Neugierigen annoch gezeiget wird, aus welchem, so man hineinrufet, ein dumpfes Brausen, dem Donner in den Bergen nicht unähnlich, zu vernehmen.

Egbertus, so auf gute Zuredung sich endlich einiger Maßen beruhiget, jedoch von sich selber nichts gewußt und keine Sylbe von sich gegeben, ist auf Befehl kaiserl. Majestäten unter sicherer Bedeckung die Stufen heruntergeleitet worden. Wie aber sein todtenbleiches Gesicht bey der geliebten Aljamä Entgegenkommen sich plötzlich wieder geröthet, auch sie

beyde

beyde unter tausend eigenen, und aller Umstehenden Thränen, einander in die Arme gefallen, dieß unterlässet meine Feder zu beschreiben, sintemahl mit schwachen Worten bey feurigen Gemüthern damit wenig Ehre einzulegen seyn dürfte. Selbst Ihro, des Kaisers und der Frau Kaiserinn Majestät, haben solchem Anblick mit sonderlicher Rührung beygewohnet, und, um gleichsam sofort nach dem schweren Unglückswetter den Sonnenschein hervorbrechen zu lassen, Egberto und seiner geliebten Aljamä geheißen, sich nach gehaltener Messe sofort ehelich zusammengeben zu lassen. Welches jedoch beyde, in ziemender Erwägung des schrecklichen Todes des Brautvaters, vor der Hand demüthig von sich gewiesen.

Und ob zwar, nach Verstreichung zweyer Jahre, während deren die fromme Tochter für das Seelenheil ihres Vaters unabläßig gebethet, selbige dem edlen Egberto vor dem Altar die Hand gereichet; so haben doch beyde, ungeachtet ihrer inbrünstigen Liebe, dem Herrn ein strenges Gelübd gethan, sich auch jederzeit eines unbefleckten, stillen und gottseligen Lebenswandels beflissen, bis, nachdem Egbertus ein prächtiges kaiserliches Erbbegräbniß, auch andere viele Baue zu Gottes Ehren und den Menschen zum Nutzen mit großem Ruhm ausgeführet, die Engel zuerst der huldreichen Aljamä, und sodann auch dem treuen Egberto, den himmlischen Brautkranz gebracht haben, und ist schlüßlich

diese Geschichte, weil die Thurmherren es für schimpflich geachtet, daß der böse Feind an dem Thurme St. Raphaelis den Baumeister abgegeben, nach und nach verschollen, und bis ich selbe anjetzt wieder ans Tageslicht gezogen, bey den Laien gänzlich in Vergessenheit kommen.

III.

Verirrungen der Leidenschaft.

Nach dem Tagebuche des Rittmeisters Z***.

Die Entscheidung an dem verhängnißvollen Tage bei *** rückte immer näher; die Wirkung des feindlichen Geschützes ward immer furchtbarer, — „Ich habe genug, Bruder!" — rief mein Freund, der Adjutant von G***, und stürzte rückwärts vom Pferde. Ich wollte absitzen; das Gedränge verstattete es nicht. Er hohlte tief Athem, strengte sich an, zu sprechen; ein peinigendes Geheimniß schien sich Luft machen zu wollen. Umsonst! die Sprache versagte schon dem Sterbenden ihren Dienst. Mit krampfhafter Angst grub er unleserliche Züge in den Staub, richtete sich auf, und reichte mir, mit hohlem Aug' blickend, einen Ring. Todesblässe bedeckte sein Gesicht. Seine Brust hob sich. Ein Blutstrom machte seinem Leben ein Ende.

Dieß alles war das Werk weniger Secunden. Unser Regiment war noch im Avanciren begriffen,

obschon längst alles verloren schien. Ich biß die Zähne zusammen, und commandirte: Vorwärts! — Der Gehorsam war aufgehoben. —

Der Ausgang jenes Gefechts, das, an sich selbst von geringer Bedeutung, gleichwohl von unübersehbaren Folgen war, ist bekannt. Ich konnte ihn damahls aus dem sich entfernenden Kanonendonner nur errathen; denn ich lag unter den Schwerverwundeten. Mein rechter Arm war von einer Kugel zerschmettert; ein Streifhieb über den Kopf raubte mir von Zeit zu Zeit alle Besinnung.

Als ich am Abende des folgenden Tages aus einer todtähnlichen Erstarrung erwachte, war man eben beschäftigt, mich mit mehrern Blessirten auf einen Wagen zu laden. Meine Uhr und Börse waren genommen; doch das Vermächtniß meines Freundes, der Ring, befand sich noch an der verwundeten Hand, die ich, so gut als möglich, mit meiner Feldbinde umwickelt hatte.

Ein Regimentschirurgus nahm sich meiner auf das thätigste an. Ich war nach vier Wochen wieder stark genug, um weiter zu reisen, und erhielt auf mein Ehrenwort die Erlaubniß, mich nach *** zu meinen Verwandten wenden zu dürfen. Unter ganz andern Erwartungen für die Zukunft hatten wir vor wenig Monathen Abschied genommen — —

Meine Freunde empfingen mich mit Wehmuth und der zärtlichsten Theilnahme; mein Unglück schien sie nur noch fester an mich geknüpft zu haben. Meh-

rere bothen mir Wohnung, Vorschuß und was sonst in ihren Kräften stand, mit der uneigennützigsten Bereitwilligkeit, mit der edelsten Schonung an. Nur ein Darlehen schlug ich nicht aus, weil ich mich im Stande wußte, mit der Zeit Ersatz zu leisten.

Die Gasthöfe in *** waren mit Einquartierten, Geflüchteten, entlassenen Gefangenen angefüllt; doch glückte es mir nach Verfluß einiger Tage, in einem der ersten Hotels eine Hinterstube zu erlangen.

Meine eigene verzweifelte Lage, meine noch nicht ganz geheilten Wunden, das Unglück meines Königs, das Schicksal meines Vaterlandes, bestimmten mich, alle öffentliche Gesellschaften zu vermeiden. Ich speiste größten Theils auf dem Zimmer, und zerstreute mich dann und wann durch Spatziergänge in der, selbst im Winter, reitzenden Gegend.

Zufälliger Weise hatte in demselben Hotel ein Mann mit Wachsfiguren den geräumigen, und jetzt, weil an Festlichkeiten gar nicht zu denken war, ganz leer stehenden Concertsaal zu seinen Ausstellungen gemiethet. Der Zulauf war nicht gering. Man rühmte die Leichtigkeit und Ähnlichkeit seiner Figuren, die Richtigkeit und Schönheit der Gruppen, die ausgezeichnete Pracht der Garderobe; doch für mich hatten diese Dinge zu wenig Anziehendes, um meine Menschenscheu zu überwinden. — Der tiefführlende Leidende steht am liebsten allein!

Kurz vor seiner Abreise stellte der Maschinist

eine neue Gruppe aus, die sowohl wegen des Gegenstandes, als wegen der Zeitereignisse, doppeltes Interesse erregte. Es war das Castrum Doloris des gebliebenen Prinzen, dessen Heldenstirn eine erhabene weibliche Hand mit dem Lorberkranze schmückte. Ich hatte den früh Vollendeten seit Jahren persönlich gekannt; meine Anhänglichkeit konnte es sich nicht versagen, wenigstens sein Bild noch ein Mahl zu betrachten.

Ich wählte eine Stunde kurz vor Nachtzeit, weil ich dann den geringsten Zuspruch vermuthete. Wie zu einer Todtenfeyer, mit einem aus Stolz und Schmerz gemischten Gefühl, zog ich zum ersten Mahl wieder Uniform an.

Mein Wunsch ging in Erfüllung. Als ich eintrat, war der Saal schon still und verlassen; die Kronleuchter wollten verlöschen. Das ungewisse Helldunkel der Zimmer, die langen, sonderbaren Schatten der hohen Bilder, das feyerliche, grabähnliche Schweigen an einem Orte, der am Tage immer so geräuschvoll und von einer auf- und abwogenden Menge belebt war, fiel mir beklemmend aufs Herz.

Der Aufseher wollte mir die Figuren nennen und erklären. Ich verbath das; die meisten waren mir persönlich bekannt, die übrigen gleichgültig.

Selbst einem schleichenden Schatten ähnlich, wandelte ich unter diesen Lebendigtodten herum. Stolz und schweigend standen sie hier friedlich neben einander, die Heroen, ausgezeichnet durch Ge-

nie, Heldenschönheit, glühendes Ehrgefühl und ungebeugten Muth, sie, die noch in diesem Augenblicke über die Herrschaft des Erdkreises blutig unter sich rechteten. Ich ging langsam, mit ehrfurchtsvollem Schauer, durch ihre Reihen; auch Friedrich, mit dem Falkenblick, und der alte Ziethen, waren, gleich Schatten Samuels, in ihrem Kreise.

Zwey halb geöffnete Flügelthüren führten in ein kleineres, schwarz behangenes Zimmer, und ließen mich ein Trauergerüst bemerken; mehrere weibliche Figuren in schwarzer Tracht umgaben es. Ich erkannte den erhabenen Todten. Mein Herz schlug in längern Pausen; mein Auge starrte. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lagen düster vor mir. Mein schmerzlich erwachendes Gefühl, mein stärker wallendes Blut, vielleicht meine Kopfwunde, verursachten mir eine Art Schwindel; ich mußte mich auf einen Augenblick am Eingange fest halten.

Ich hatte nicht Lust, dem Bilde näher zu treten; die Nähe stört gewöhnlich den Genuß, und ich wünschte doch, das Bild rein und edel in meiner Erinnerung aufzubewahren. Ich drückte meinen gelähmten rechten Arm mit dem linken ans Herz; tausend schreckliche Empfindungen kreutzten sich in meiner Brust; ich wollte mich wieder entfernen, aber ich fühlte mich immer noch angezogen.

Das Zimmer ward immer dunkler, die Stille um mich für meine gereitzte Stimmung immer feyerlicher, mein Schmerz immer dumpfer. Fast kam

es mir vor, als ständ ich in einer Versammlung lauter Abgeschiedener, und Todeskälte schien auch mich zu ergreifen. Da hörte ich in meiner Nähe einen tiefen, ängstlichen Seufzer. Ich sah mich um; ich lauschte; alles blieb still. — Nun glaubte ich gewiß, mich getäuscht zu haben; doch drang es mir schauerlichkalt ans Herz; ich wollte mich entfernen.

In diesem Augenblicke schien eine der Nebenfiguren, die, von mir abgewandt, an der Seite des Sarges ruhte, die Augen starr gegen mich zu erheben; jetzt richtete sie sich empor, rief mit heftiger Stimme einige unverständliche Worte, that mit ausgebreiteten Armen einige Schritte auf mich zu, und sank zu Boden.

Länger konnte mir dieß alles nicht Sinnentrug, eben so wenig das Ganze eine künstliche Maschinerie dünken. Ich sprang hinzu und umfaßte eine ohnmächtig gewordene junge Dame in schwarzem Schleyer.

Ich rief um Hülfe. Der Künstler, seine Frau und ein Kammermädchen eilten herzu. Die Letztere schien sehr erschrocken und bath mich sehr verlegen, aus Achtung gegen die Dame den Saal zu verlassen. Ich gehorchte augenblicklich, doch suchte ich bey dem Besitzer der Sammlung Erklärung einzuziehen. Er kannte die trauernde Schöne nicht, und erzählte nur, daß sie schon einige Abende, gerade um diese Zeit, in einem Wagen und bloß in Begleitung ihres Mädchens hieher gekommen sey.

Ich begab mich sehr unruhig in meine Wohnung. Der Schlaf, den ich sehnsuchtsvoll herbeyrief, wollte mich dies Mahl nicht hören. Erst gegen Morgen verfiel ich in jenen ängstlichen Zustand zwischen Wachen und Schlaf, wo die Phantasie, durch den trägen Körper gehemmt, alle Vorstellungen um so wilder verwirrt.

Der Unterschied zwischen Leben und Tod schien für mich völlig vernichtet. Die gestern erblickten Figuren wandelten mit hastigen Schritten auf und ab; einige verfolgten mich; andere sprachen unter einander, bald auf die lächerlichste, bald auf die grausendste Art. — Hinweg mit den Fieberträumen! — Ich suchte ängstlich die Dame mit dem Schleyer; ich fand sie in einer engen, düstern Dorfkirche; sie war begraben worden, doch wieder erwacht, und bemühte sich mit kraftloser Anstrengung, den geborstenen Grabstein von sich abzuwälzen, fast wie Nahls Auferstehende *), die ich auf meinen Reisen gesehen hatte. Dazwischen sang eine scharfe Discantstimme unaufhörlich:

„Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel sehn!"

und diese immerwährende Wiederhohlung wirkte höchst schmerzlich auf mein inneres Gehör.

Endlich, nach langem Kampfe, erwachte ich. Ich fühlte mich wenig erquickt; doch wehmüthig

*) Bekanntlich zu Hindelbank, unweit Bern.

ruhig; aber auch wachend konnte ich die Begebenheit des vorigen Abends nicht aus meinem Gedächtniß bringen. Sie kehrte bald lieblich, bald schaurig, immer wieder zurück, und oft ertappte ich mich auf der Anstrengung, die rührenden Züge der jungen Dame mir zu vergegenwärtigen.

Kaum nahte wieder der Abend, als ich, ohne mir von der Ursache Rechenschaft zu geben, vor dem Eingange des Hotels stand. Einige Wagen fuhren ab; aber keiner wollte anfahren, am wenigsten einer mit der tieftrauernden Dame!

Da alles vergeblich schien, beschloß ich, lieber oben auf dem Saale zu warten. Ich suchte, weil durchaus niemand kam, das gestrige Gespräch mit dem Aufseher wieder anzuknüpfen, um vielleicht noch etwas von ihm zu erforschen. Aber er wußte in der That selbst nichts Genaueres, und vermuthete nur, die reitzende Dame möge eine Landsmänninn von mir seyn, die, aus irgend einem besondern Grunde, ungewöhnlich lebhaften Antheil an dem Schicksale des gebliebenen Prinzen, oder ihrer besiegten Landsleute nehme. Sie habe, versicherte er, schon einige Mahl hier an dem Sarge heftig geweint und die Hände gerungen, gestern aber, da sie wieder zu sich gekommen, durchaus den vorhin da gewesenen Officier sprechen wollen. Nur durch die dringendsten Vorstellungen und Bitten habe ihre Begleiterinn sie beruhigen können.

Man wird mir glauben, daß das, schon an sich

höchst liebenswürdige Wesen nunmehr meine doppelte Theilnahme erregte. Ich war bis jetzt in einem dumpfen Trübsinne, gleichsam mechanisch, durch das Leben gewandelt; immer getäuschte Erwartungen und bald die gewisse Überzeugung, daß jede Erwartung Thorheit sey, hatten meine Seele für die ganze Außenwelt erkältet; ein Geist und Herz, wie ich, diesen Nachrichten zufolge, in der jungen Landsmänninn vermuthen mußte, war mir nöthig, um über meine Nacht einen sanften, wohlthätigen Schimmer zu verbreiten. Schon jetzt schien mir das Leben wieder etwas erträglicher. — Wem dieß auffallend dünkt, der vermag nicht, sich ganz in meine damahlige Lage zu versetzen. —

Kein Wunder also, daß ich die Hoffnung, die anziehende Unbekannte am Eingange des Hotels oder bey den Wachsfiguren noch ein Mahl zu treffen, nicht sogleich aufgab. Nach manchem verunglückten Versuche schämte ich mich endlich, öfter im Dunkeln am Hotel zu stehen, und fürchtete, von dem Besitzer des Cabinets nicht nur errathen, sondern auch vielleicht, ob ich schon gewiß sein bester Kundmann war, aus scherzhafter Geschwätzigkeit an irgend einen Dritten verrathen zu werden.

Ich machte es mir daher zum Gesetz, jeden der künftigen Abende anderswo zuzubringen. Auch verließ der reisende Maschinist mit seinem Cabinet bald die Stadt, und ich hätte diese Begebenheit vielleicht gänzlich vergessen, wäre nicht die Erinnerung

an jenes holde, so tief fühlende weibliche Wesen zuweilen unwillkührlich in meiner Phantasie erwacht; hätte der Gedanke an sie nicht meinem eigenen Leben einen lieblich-schmerzlichen Reitz mitgetheilt.

Es vergingen mehrere Monathe, während welcher ich vor allen politischen Nachrichten mein Ohr verschloß, und gewiß in die seelenzerstörendste Unthätigkeit versunken seyn würde, hätte nicht meine glückliche Erziehung mich auch außer den militärischen Wissenschaften andere geistige Beschäftigung kennen gelehrt. Ich wandte mich an die Geschichte längst entflohener Jahrhunderte, und, wenn ja die Ähnlichkeit der sich immer wiedergebärenden Ereignisse mich auch aus diesem Asyl auf einige Zeit wieder verscheuchte, so floh ich in die lachenden Haine der Dichtkunst, wo stets Ruhe, Friede und Freude wohnen. —

So kam der Frühling heran. Meine vermuthliche Landsmänninn trat so oft, als ich von Liebe und Geistesadel etwas las, wie aus einem fernen Morgenduft in sanfter Schönheit hervor: doch hatte ich längst alle Hoffnung aufgegeben, von ihr jemahls etwas mehr, als ein holdes Traumbild, zu erblicken.

Eines Tages fand ich an der Wirthstafel den Komödienzettel. Minna von Barnhelm war angekündigt.

„Es dünkt mich — wenigstens eine Unüberlegtheit, dieß Stück jetzt zu geben!" — sagte ich zu

meinem Nachbar, einem jungen Gelehrten von weichem, sanft schwärmerischen Charakter, für den ich eine Art Zuneigung gefaßt hatte. Unwillkührlich, doch augenblicklich über sich selbst erschreckend, sah dieser auf meinen Arm in der Binde. Ich wollte seinen und meinen Fehler wieder gut machen. — „Bey alle dem" — fuhr ich fort, und zwang mich, zu lächeln — „muß ich den Major Tellheim ein Mahl wieder sehen, um ihm — etwas Grazie im Armtragen abzulernen! Darf ich Sie gegen sechs Uhr abhohlen?"

Der junge Mann sagte es, obschon erröthend und mit den Augen auf dem Teller suchend, augenblicklich zu.

Mich selbst reute nach kurzer Zeit mein Antrag, so wie vermuthlich ihn sein Versprechen. Allein in der zufällig unter uns entstandenen Spannung mochte und konnte keiner sein Wort zurücknehmen. Ich erschien pünctlich, doch — nicht in Uniform!

Hätte ich den Eindruck voraussehen können, den für dieß Mahl das Schauspiel auf mich machte, ich glaube fast, ich hätte den Gang doch hinterdrein abgeschrieben. Die unangenehmsten Ähnlichkeiten und wiederum die schneidendsten Contraste trafen jeden Zuschauer ans Herz; selbst die Schauspieler schienen dieß zu fühlen und spielten mit sehr bemerkbarer, und darum niederschlagender, drückender Anstrengung!

Niemand schien hiebey mehr betroffen, als mein gutmüthiger Begleiter. Er sah mich mehrmahls verstohlen an; er drückte mir dann und wann freundlich die Hand; er suchte mit dem Anschein von Unbefangenheit irgend ein Gespräch einzuleiten.

„Der Reitz zum Schauspielerstand ist doch unglaublich groß: — fing er endlich, während der Zwischenmusik der letzten Acte, luftschöpfend an — „denn hier reift die, den Künstler lohnende Frucht, so zu sagen, mit der Blüthe zugleich. Sehen Sie, dort in der Loge —"

Ich sah auf, und erblickte ein Frauenzimmer, die mit einem weißen Tuche das Gesicht bedeckte. Sie hatte ihre Thränen endlich getrocknet; es war — meine Unbekannte;

„Kennen Sie die Dame?" — fragte ich hastig.

„Ein wenig!" — erwiederte er. — „Sie ist immer mit dem Hofrath von F**" in der Loge, ich weiß nicht, ob seine Braut oder nahe Verwandte, und, nach dem allgemeinen Rufe, eines der edelsten Mädchen der Stadt! Seit einiger Zeit soll sie an Leib und Geist kränkeln, weil — —"

Er schwieg, sich abwendend. So sehr ich mir Mühe gab; ich erfuhr nichts weiter.

Jetzt war mein Entschluß gefaßt. Ich entfernte mich unter dem Vorwande, mit einem Dritten zu sprechen, von meinem Freunde, und näherte mich der Ausgangsthüre, um die holde Trauernde wenigstens beym Herausgehen nicht zu verfehlen. Noch

vor dem völligen Ende schien ihr übel zu werden, sie verließ mit dem neben ihr stehenden jungen Manne die Loge.

Auch ich suchte ohne Geräusch dem Parterre zu entkommen. Das anziehende Pärchen war eben eingestiegen, als ich mich dem Wagen näherte. — „Großer Gott! da sieh, ob ich mich geirrt habe!" — rief die Dame ihrem Begleiter heftig zu, und wollte wieder heraus. — „O mein Gott!" — seufzte jener, — „ich beschwöre dich" — — Die Wagenthür ward zugeschlagen; der Kutscher fuhr schnell ab. Der Wagen war bald aus meinen Augen.

Aufs neue bezaubert von der rührenden Gestalt, mißvergnügt, die Dame abermahls verloren zu haben, und zugleich mit der gespanntesten Neugier erfüllt, in welchem Verhältnisse eben ich mit der mir völlig Unbekannten stehen könne, kam ich nach Hause. Einige Tage lang vermochte ich keine ernste Beschäftigung zu unternehmen; ich war immer zerstreut, und grübelte, so sehr ich mich davon abziehen wollte, unaufhörlich über die räthselhaften Worte der Fremden, die, aufrichtig gestanden, meinem Herzen gar nicht mehr fremd war! Auf den Nahmen ihres Begleiters besann ich mich wohl noch; allein dieß half mir zu nichts, als seine Wohnung auszukundschaften. Auch glückte es mir nie, die trauernde Schöne am Fenster zu erblicken, obschon ich in der That mich einige Mahl zu so romantischen Gängen entschloß.

Ungefähr den dritten Tag drauf ließ sich ein Fremder bey mir melden. Ich hörte zu meinem Erstaunen den Nahmen des Hofraths.

Ich fand in ihm einen angenehmen, kenntnißvollen, doch, wie es schien, etwas niedergedrückten Dreyßiger. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen und Entschuldigungen, faßte er mit Verlegenheit und Wehmuth meine Hand. — „Ich habe mich bey Einigen, die Sie kennen, nach Ihnen erkundigt," — redete er mich an, — „und ich darf hoffen, einen Mann in Ihnen zu finden, an dessen Edelmuth und Delicatesse ich mich voll Zutrauen wenden kann."

Gewiß mußte dieser Eingang meine Ungeduld nach näherem Aufschlusse nur noch vermehren. Ich versprach aufs heiligste, alles für ihn zu thun, was einem Manne von Ehre vergönnt sey.

„Es kommt hier nicht auf irgend eine bedenkliche oder gefahrvolle That an," — fuhr er fort — „sondern bloß auf ein einziges, vielleicht früheres Aufstehen, auf einen einzigen Gang; es kommt darauf an, eine Person, die mir über alles theuer ist, zu überzeugen, daß Sie derjenige nicht sind, für den Jene Sie hält. Sie wissen ja, daß ein durch mancherley Leiden geschwächter Geist, ein fein organisirter, reitzbarer Körper, oft wunderbar träumt; daß man bey solchen Träumen zwar oft glücklich ist, doch nicht anders geheilt werden kann, bis diese Träume zerflattern! Erlauben Sie mir, nichts

weiter hinzu zu setzen. Ehren Sie selbst das, was ich Ihnen sagte, als ein anvertrautes Geheimniß — und nun — — darf ich auf Ihren Beystand rechnen?"

Ich bezeigte mit dem theilnehmendsten Herzen meine Bereitwilligkeit, obschon mir, aufrichtig gestanden, diese Art von Auflösung, wonach ich nur als verkannt ein Interesse eingeflößt zu haben schien, nicht die willkommenste war.

Der Hofrath gab mir sodann den Wunsch zu erkennen, daß die Zusammenkunft unvorbereitet und ganz zufällig scheinen möge. Er besitze — sagte er mir — in der Vorstadt einen aufs Feld herausgehenden Garten, wozu jedem der Eintritt erlaubt sey. Dort halte die bewußte Person, einer Cur halber, in diesem Frühlinge sich auf, und pflege jeden Morgen um sechs Uhr in und vor dem Garten spatzieren zu gehen. Wäre es mir nun gefällig, mich ein Mahl um diese Zeit dort einzufinden, so werde das Begegnen sich von selbst geben. Er selbst werde jeden Falls in der Nähe seyn.

Ich versprach, mit dem ersten wolkenleeren Morgen zu kommen. Wir schieden von einander als Freunde, die durch ein gemeinschaftliches Unglück verbunden sind. Zuweilen kamen mir wohl Fragen, wie diese: Ist sie seine Geliebte? Hat er dich vielleicht getäuscht, oder will er sie täuschen? — Doch ich unterdrückte diesen Verdacht augenblicklich, und erkannte die Schwäche meines Herzens.

Die schöne Abendröthe versprach meinem un-

geduldigen Herzen einen heitern Morgen, und die aufgehende Sonne erfüllte meine Hoffnung. Ich war schon um fünf Uhr angekleidet, und schon halb sechs ging ich nach dem bezeichneten Orte. Hier setzte ich mich auf eine grüne, bebuschte Anhöhe, von wo aus ich den ganzen Garten übersehen konnte.

Noch hatte die bestimmte Stunde nicht geschlagen, als die Thüren des Gartenhauses sich öffneten und zwey weiße Gestalten durch die Weihmuthskiefern herauf schwebten. Ich erkannte ohne Mühe die junge Dame mit ihrem Mädchen. An des Fräuleins Morgenkleidung sah man kein Schwarz mehr; ein hellrother Shawl umwehte ihren schlanken Wuchs. Sie brach nahe am Hause einige Blumen ab, und steckte sie an die Brust.

Leicht und fröhlich, wie es schien, doch mit einer gewissen wehmüthigen Freude, setzte sie ihren Weg fort. Sie schien sich des Morgens mit inniger Heiterkeit zu freuen, und sprach dann und wann lächelnd mit ihrer Gesellschafterinn. Wo eine Nachtigall schlug, blieb sie lauschend stehen.

Mein Herz klopfte höher in schmerzlichsüßer Empfindung. Ein reitzendes weibliches Wesen, nach allem, was ich von ihr wußte und sah, so tiefer Schmerzen, so reiner Freuden fähig, mußte auf mich, vorzüglich an diesem Morgen, bey dieser gespannten Erwartung, den tiefsten Eindruck machen.

Der Verabredung gemäß hielt ich es für nöthig, mich von meiner Erhöhung unbemerkt zu ent-

fernen, und seitwärts durchs Gebüsch auf sie zuzukommen. Meine Unbekannte, von ihrem Mädchen in der Ferne begleitet, lief fröhlich auf eine entgegengesetzte Erhöhung, warf sich auf dem Gipfel mit einer Art lyrischer Entzückung im jungen Grase nieder, und richtete die Augen nach der Sonne.

Jetzt trat ich aus dem Gebüsch. Mich gewahr werden, und sich fast von dem Hügel herabstürzen, war eins! — „Bist du's? bist du's wirklich? Hab' ich dich wieder?" — rief sie wiederhohlt, und schlang ihre Arme um mich.

Ich wich zurück; ihr Auge traf auf meine Armbinde.

„Du bist's! Ja, du bist's! Nur so konntest du zurückkehren!" — rief sie von neuem, wie mit Triumph. — „So sprich doch! So rede doch! Wie entgingst du dem Tode? O sey nicht so kalt, nicht so stumm!"

Alle meine Bitten, sich zu beruhigen, alle meine Beschwörungen, mich anzuhören, fruchteten nichts. Sie dankte laut Gott; sie küßte meinen gelähmten Arm; sie preßte meine Linke feurig an ihr Herz.

Nun erst konnte ich mich losmachen. Sie stand einige Augenblicke, als dächte sie tief nach, als wollte sie einen Gedanken festhalten, der ihr immer entschlüpfte. Ich sah angstvoll nach ihrem Mädchen; der Hofrath trat nach einigen Minuten aus einer Seitenallee. — „Still, Heinrich!" — sagte sie, und er-

hob warnend den Finger. Wunderbar! auch mein Vornahme war ihr bekannt.

Der Hofrath empfing mich, wie einen ganz Unbekannten. Die Dame schien darüber erbittert, doch zu stolz, um eine Entdeckungsscene veranlassen zu wollen. Ich nannte ihm meinen Nahmen. Sie stutzte. Doch schien sie auch dieß sich bald zu erklären, und stimmte nun mit auffallender Lebhaftigkeit in den Ton einer willkommenen, aber neu angeknüpften Bekanntschaft. Wir sprachen über verschiedene Gegenstände; sie redete über alles mit Scharfsinn und unglaublicher Zartheit, doch flammte manchmahl gegen den Hofrath ein Strahl von Zorn in ihren dunkelblauen, übrigens so sanft schwärmerischen Augen.

Der Hofrath drückte mir nach einiger Zeit verstohlen die Hand, und schien sich über den glückenden Erfolg der Zusammenkunft zu freuen. Ich selbst sah noch nicht deutlich; denn, war es bey dem Fräulein Verstellung, so war diese, ich möchte fast sagen, furchtbar weit getrieben; war alles ihr Ernst, so ließ sich wieder das Vorhergehende gar nicht erklären. Auf jeden Fall verstattete es der Anstand, diesen bänglichen Besuch nunmehr abzubrechen.

Niemand hatte dem Anscheine nach etwas dawider. Doch benutzte die Dame einen unbeobachteten Augenblick, und flüsterte mir zu: „Kommen Sie heute Abends!"

Ich entfernte mich mit tausend sich widersprechenden Gefühlen. Wehmuth, Mitleid, Zweifel, viel-

leicht auch eine geheime zärtlichere Regung, kreuzten sich in meiner Seele. Ich mochte gar nicht mehr über die Sache nachdenken, und mußte es doch immer aufs neue!

Noch denselben Vormittag kam der Hofrath. Er sagte mir den feurigsten Dank, und war voller Hoffnung, daß die gehabte Unterredung den beabsichtigten Erfolg haben werde. Zwar könne er nicht läugnen, daß die Dame nach meinem Abschiede wieder einmahl auf die alte Idee zurückgekommen und gegen ihn äußerst heftig geworden sey; doch habe sie sich besänftigen lassen, und zuletzt versprochen, sie wolle ihm vollen Glauben beymessen, sobald er im Stande seyn würde, es ihr von mir schriftlich aufzuweisen, daß ich sie nicht schon seit dem August vorigen Jahrs kenne. Er bath mich, durch einige Zeilen dieses Inhalts seine unbeschränkte Dankbarkeit zu verdienen, und zugleich nicht bloß seine, sondern auch die Ruhe eines so edlen, ihm so theuern Wesens wieder herzustellen.

Ich konnte ihm diese Gefälligkeit nicht abschlagen. Ich versicherte ihn, daß ich jene Dame, außer heute, nur im Salon des Hotels und im Schauspielhause gesehen habe. Er fragte flüchtig: „Trugen Sie das erste Mahl Uniform? und von welchem Regiment?" — Als ich diese Fragen beantwortet hatte sagte er: „So ist es halb und halb erklärlich!" — Auf meine Bitte, auch mir seine Muthmaßung mitzutheilen, entschuldigte er sich auf die

rührendste Weise mit der Achtung für seine geliebte Kranke. Ich ehrte seine männliche Thräne.

Ich schrieb nun der Dame in den schonendsten, verbindlichsten Ausdrücken, daß, wenn sie mich schon im August vorigen Jahres gekannt zu haben glaube, sie in der Person irre. Ich setzte hinzu, daß ich jeden um ihre frühere Bekanntschaft beneide, und unterzeichnete meinen Nahmen. Nach des Hofraths Versicherung stand sie in dem Irrglauben, ich habe diesen Nahmen jetzt bloß angenommen, entweder, um bloß ihn zu täuschen, oder um mich gegen feindselige Entdeckung und Verhaftung durch dieß Incognito zu schützen.

Es ward mir schwer, das Billet aus der Hand zu geben; die schöne Unglückliche hatte nur zu tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich war den ganzen Tag über äußerst unruhig. Da es dämmerte, fiel mir die erhaltene Bestellung wieder ein. Eine sonderbare Gluth überfiel mich. Ich fühlte eine unbeschreibliche Angst. Was ich auch mir selbst dagegen anführte, ich begab mich nach der Gegend des Gartens.

Die Sonne wollte eben untergehen. Ich wandelte unter den Bäumen, womit eine Seite des Hügels bedeckt ist. Als ich um eine Ecke beugte, hörte ich ein Geräusch und einen ängstlichen Laut. Ich trat geschwind aus den Ellern. Das Ufer des rauschenden Stromes lag vor mir. Eine blendende Hand ragte aus den Wellen; an ihrem Finger er-

blick-

blickte ich im Strahl des Abendroths einen großen Chrysopras mit kleinen Brillanten besetzt, einen Ring, ganz wie der meinige vom Adjutant G***.

Jetzt hellte sich mir das ganze schreckliche Geheimniß auf. Ich schrie um Hülfe. Fischer eilten herzu; die Arme wurde erst nach einer halben Stunde gefunden und herausgezogen; aber — ohne Hoffnung des wiederkehrenden Lebens!

Der Hofrath wurde herbeygehohlt; er sank mir, in Schmerz aufgelöst, verzweifelnd in die Arme. Die Unglückliche war seine einzige, über alles geliebte Schwester!

Da wir am andern Morgen unsere Gedanken etwas sammeln konnten, theilten wir uns gegenseitig unsere Vermuthungen mit. Ich zeigte ihm an meiner Linken den Ring. — „O Gott!" — rief er aus — „nun wird mir alles erklärlich. Sie soll gestern einige Mahl gerufen haben: „Er wär' es nicht? Er ist's! Er verläugnet mich! Er hat meinen Ring! meinen Ring!"

Ich erfuhr nun die ganze Geschichte. Mein gebliebener Freund hatte sich bey dem letzten Durchmarsch einige Zeit in *** aufgehalten, und auf einem Balle mit der schönen Selbstmörderinn Bekanntschaft gemacht. Beyde voll Feuer, beyde gleich liebenswürdig und edel, liebten sich mit der höchsten Gluth erster Liebe. Die Familie des Fräuleins sah diesen Umgang nicht gern; ihr Bruder, der Hofrath, war damahls wegen einer Geschäftsreise nicht

gegenwärtig. Vermuthlich hatten die Liebenden geheime Zusammenkünfte. — Man versicherte, beyde die Nacht zuvor, ehe G*** zum Regiment mußte, auf der Redoute gesehen zu haben. —

Nach dem Vorrücken des Regiments schwebte das zärtliche Mädchen zwischen Hoffnung und Furcht in einem unaufhörlichen Sturme. Sie erhielt keine Briefe. Triegerische Siegesnachrichten wurden verbreitet; sie lebte in einem freudigen Rausche. Die Gerüchte nahmen eine andere Richtung. Mehrere Tage ward sie in der schrecklichsten Ungewißheit umhergetrieben; doch hoffte sie mit Festigkeit, mit Beharrlichkeit, ja mit Verzweiflung, was sie nicht anders denken konnte und mochte' Jetzt traf die Nachricht von der allgemeinen Niederlage ein; sie erhielt die Schreckenspost von dem Tode des Prinzen und ihres Geliebten, der des erstern erklärter Günstling gewesen war, mit einander zugleich. Von nun an schien alle Freude der Welt für sie verschwunden, jede Hoffnung auf die Zukunft ihr entrissen.

Mit bangem Entsetzen bemerkte ihr Bruder den Eindruck, den dieß alles auf ihr Herz machte. Sie ward still, verschlossen, — versteint, könnte man sagen; sie las alle Zeitungen und politische Flugschriften mit Begier, mit Heißhunger; sie stritt hitzig, oft mit halb wahnsinniger Heftigkeit, über die Neuigkeiten des Tages; sie glaubte an keine Vor-

sehung mehr; doch merkte man sonst keine Ausschweifung.

Als das Castrum doloris des Prinzen angezeigt wurde, wünschte sie, es zu sehen. Ihr Bruder fand keinen Grund, ihr dieß zu verwehren; er wähnte, es sey besser, den Schmerz ins Auge zu fassen. Sie ging heimlich öfter dahin. Meine, mit der ihres Geliebten gleiche Uniform, eine geringe, in der Dämmerung vielleicht größer scheinende Ähnlichkeit, meine Blessur, die Überraschung am Paradebette, wo ihre Phantasie eben auf das heftigste gereitzt war, mochten sie auf den Gedanken gebracht haben, ich selbst sey ihr für todt gehaltener Geliebter. Sie hielt sich an diesen Glauben, wie der Schiffbrüchige an das schwankende Bret, und schöpfte Verdacht, daß sein Tod von ihrer Familie fälschlich erdichtet worden sey, um sie von ihm zu trennen. Bey dem Wiedersehen vor dem Schauspielhause war ihre Hoffnung in Gewißheit übergegangen; sie hatte am folgenden Tage die Trauer abgelegt. Was ihr Bruder für ein Mittel hielt, sie herzustellen, mußte ihr Unglück befördern. Mein Freund G*** führte mit mir denselben Vornahmen, der bekanntlich bey uns, noch von den frühen Tagen des Ruhms her, sehr gewöhnlich ist. Der Anblick des Rings an meiner Hand hatte allen Zweifel bey ihr vernichtet. Doch nach Empfang meines Billets ließ die geglaubte Treulosigkeit ihres so heiß Geliebten ihr keine Rettung, als nur den Tod, vor sich sehen. — — Von diesem

letztern überredete sich wenigstens der Hofrath, und ich mochte ihn darin nicht irren. Leicht möglich jedoch, daß sie in einem hellen Augenblick von ihrem Irrthum sich selbst überzeugte, daß ihre beleidigte Delicatesse, ihr, wie sie glaubte, verrathenes Geheimniß, daß irgend ein schreckliches Etwas, das sich nach manchen Umständen nur ahnen, nicht behaupten läßt, ihre Schwermuth auf den höchsten Grad trieb und sie drang, sich und ihr Geheimniß zugleich in den Wellen zu begraben. — —

Man hatte sie seit jener Komödie bewacht, doch, da sie immer gelassen und heiter schien, nicht streng. Ach! die Bedauernswerthe hatte nur immer in ihrem Innern gekämpft; ihre starke Seele trug vielleicht manchen schrecklichen Sieg über die zerstörende Gluth ihres Herzens davon! Sie hatte sich am Tage ihres Todes mit vieler Schlauigkeit und Besonnenheit den Augen ihres Mädchens und einer Aufwärterinn entzogen. —

Wir beweinten beyde die Unglückliche als eine Schwester. Ihr Leichnam ward heimlich in das Familienbegräbniß des Hofraths nach *** geschafft. Sonderbar! da ich vor einiger Zeit die Dorfkirche besuchte, fand ich mich in demselben finstern Gewölbe, das ich einst im Traume erblickt hatte! —

Da mir keine Hoffnung übrig blieb, meinem G*** auf dem Wahlplatze ein Denkmahl der Freundschaft zu stiften, so bath ich den Hofrath um Erlaubniß, mit ihm gemeinschaftlich den beyden Lie-

benden eins zu errichten. Es war ein einfacher Stein unter den überhängenden Weihmuthskiefern; die Inschrift nur den wenigen Wissenden verständlich. Zerknickte Lorberzweige, Cypressen und Myrthen kränzten die abgebrochene Säule. Der Garten ward von nun an jedem Fremdling verschlossen. —

Seit vier Monathen ist auch der Hofrath, nach langsamer Verzehrung, seiner Schwester gefolgt. Sein Abschiedsbrief läßt mich nicht zweifeln, daß er Jahre lang mit einer Leidenschaft kämpfte, die der vertraute Umgang mit einem der liebenswürdigsten weiblichen Wesen dem Menschenkenner erklärlich machen, aber nicht entschuldigen kann. ——— Sie schlummern nun beyde vereint —

Du lang geliebt, ach lang erweint,
Du friedsam Grab, umfingst sie, wie ein Freund.
Der Kampf ist ausgekämpft, so dauernd und so schwer;
Gebrochen ist ihr Herz; nun blutet es nicht mehr! *)

---

*) Aus der Grabschrift einer Schwester Johann Wesleys, Stifters der Methodisten.

IV.

Das Prinzen-Band.

Unter den Kreisen meiner weiblichen Sippschaft gab es im Lenz meines Lebens mancherley Familiennachrichten wunderbaren Inhalts. Besonders gedachte man zuweilen mit geheimnißvollen Winken eines schwarzen Kästchens, das von einem der Stammväter versiegelt hinterlassen worden sey, und zwey meiner Großtanten brüsteten sich mit dem Besitz eines amaranthenfarbenen, golddurchwirkten Leibbands, das eine der Altmütter, als Siegeszeichen ihrer unwiderstehlichen Schönheit, von einem Prinzen zum Geschenk erhalten habe.

Vermuthlich maßen die ehrwürdigen Damen dieser fürstlichen Minnegabe insgeheim die Eigenschaften von Cytherens Gürtel, die Erhaltung ewiger Jugend und Anmuth bey . . . und wahrlich, in dieser Hinsicht wäre solch ein Talisman beyden zu gönnen gewesen! . . . genug, es herrschte unter ihnen, des gerühmten Besitzstandes halber, eine unversöhnliche Feindschaft, welche unser friedliches Geschlecht mit einer gänzlichen, die unheilschwan-

gern Tage der Guelfen und Gibellinen erneuernden Spaltung bedrohte. Doch so leicht dieser Streit durch Vorzeigung des fraglichen Gegenstandes für immer zu entscheiden gewesen wäre, so ließ sich doch keine der Prätendentinnen jemahls dazu bewegen.

Schon längst war ich mündig und hatte einige unbedachtsame Einfälle über das Prinzenband sogar noch im Testament der seligen Tanten abgebüßt, als in einer fernen Gebirgsstadt auch ein Onkel dieß irdische Jammerthal verließ. Er hatte als alter Hagestolz in tiefster Eingezogenheit gelebt, und höchst selten etwas von sich hören lassen. Gleichwohl übersandten die Ortsgerichte uns, als seinen nächsten Anverwandten, unvermuthet seine Verlassenschaft. Sie war nicht unbeträchtlich, und wir Neffen und Nichten segneten daher sämmtlich nach Gebühr im nächsten Zeitungsblatte des Verewigten Asche; doch mich reitzte vorzüglich ein, außer dem Schlosse, noch mit sieben Siegeln eines Petschaftrings wohl verwahrtes Kästchen von Ebenholz. Auf dem Deckel desselben fand sich auf einem Zettel, eigenhändig von oberwähntem Urvater geschrieben, die Angabe der Constellation, unter welcher derjenige von seinen Nachkommen das Licht der Welt erblickt haben müsse, welchem er die hierin befindlichen Papiere erb = und eigenthümlich vermache. Jedem andern Eröffner war zeitlicher Unsegen und ewiger Fluch angedroht!

Hatte der gute Urgroßvater mit prophetischem Geist meine Enterbung von Seiten der Großtanten vorausgesehen und mich deßhalb entschädigen wollen, oder hatte irgend eine andere Rücksicht seinen Entschluß geleitet, genug, ich gerieth in das frohe-ste Erstaunen, als das angezeigte Horoskop ganz genau auf mich Glücklichen zu passen schien. Ein verwitterter Magister, der einzige Astrolog, den ich aufzutreiben vermochte . . . er war nebenbey das seltenste Exemplar eines Besessenen, und spielte auf seinem Dachstübchen ganze Haupt- und Staats-Actionen mit dem bösen Feinde . . , erklärte nach langwieriger Ausrechnung auch die übrigen Zeichen, deren Sinn für sämmtliche Miterben zu hoch war, einzig und allein zu meinem Vortheil; kurz, da Himmel und Erde mich zur Ererbung des Kästchens beriefen, und sich überdieß bey der Erbrechung in pleno nichts, als vermoderte Bücher und Handschriften, darin vorfanden; so wurde der schon von mir ergriffene Militärbesitz von allen Anwesenden, nicht ohne satyrisches Lächeln meiner schönen Cousine mit den Perlen-Zähnchen, für den rechtmäßigsten von der Welt einstimmig anerkannt.

Ich meiner Seits konnte kaum den Schluß der, dem guten Onkel gewidmeten Todtenfeyer abwarten . . . sie bestand, auf Kosten des Nachlasses, in einem königlichen Punsch . . . um, den eroberten Kasten unterm Arm, wie ein triumphirender Cäsar in meine Behausung zu eilen und, un-

geachtet schon Mitternacht herannahete, über meinen Schatz herzufallen. Je länger ich wühlte, je mehrere Hefte ich umwälzte, desto gewisser mußte ich, in meinen Busen fühlend, mich selbst an prosaischer Freygeisterey und poetischem Wunderglauben für die zweyte Auflage des guten Altvaters erkennen; desto heller dünkte mir sein weissagender Blick in die Zukunft! Wahrlich, bey keinem seiner Enkel wäre dieser kostbare Fund dem Kleisterpinsel des Krämers entgangen; mir, dem angehenden Novellenschreiber, hätte ihn selbst ein Nabob umsonst mit Gold aufgewogen!

O! Alles, was sich hier meinen begeisterten Blicken both, war augenscheinlich geeignet, meiner Unsterblichkeit unter die Arme zu greifen: aber vor Entzücken sprang ich bis fast an die Decke, als ich ein kleines Büchelchen in Quartformat . . . es schien seines schwarzsammtnen Einbands halber ein Gebeth- oder ein Zauberbuch . . . aus einander schlug und darin, als Zeichen, ein handbreites, hochrothes, von Gold starrendes Band gewahr ward!

Ich ehre die löbliche Zunft der noch lebenden Posamentirer nach Würden; aber wenigstens an Unverwüstlichkeit der Arbeit können sie es mit ihren Altvordern nicht aufnehmen! Dieser heilige Überrest war gut und gern einen Messerrücken stark; auf brennendrothem Grunde wuchsen aus grünen Blättern und Stängeln goldene Granatäpfel hervor; silberne Sterne und Blumen blinkten dazwischen

verstreut; alles war noch so frisch, so glänzend, vom Schimmel und vom Zahn der Zeit so unangegriffen; alles beurkundete das Bandendchen als einen echten, unverkennbaren Abschnittling des berühmten Prinzen = und Zankbandes . . . der für die Schönste meiner Leserinnen zur gefälligen Abhohlung stündlich bey mir bereit liegt!

In immer gespannterer Erwartung fuhr ich nach dem Titel des Büchleins. Mit der Magie war es wahrlich, wie es war! Ich las die Worte: „Hierin ist zu befinden Fausti, des jüngern, Höllenzwang, item, wie ich mit meiner herzliebsten Jungfrau Sibylla ehelich verbunden ward, und was sich sonst dabey begeben."

Meine, durch die Kälte des Zimmers ein wenig abgekühlten Wangen glühten plötzlich wieder brennender, als noch vor kurzem vom Feuergeiste der dampfenden Schale; — „Gehorchen und Herrschen! Seyn und nicht seyn! . . . Ein Diadem erkämpfen ist groß, es wegzuwerfen, wäre göttlich!" — declamirte ich im Tone weiland Reineke-Lavagna's; der verführerische Wahn, ich armer Erdensohn könne am Ende wohl selbst aus fürstlichem Geblüthe abstammen; auf, Gott weiß, welche? Herrschaften und Länder stehe mir vielleicht das gegründetste Anrecht zu, trieb mir alles Blut zum Herzen. Ich räusperte den Docht der düstern Studierlampe und . . . verlor bey genauerer Prüfung freylich die glänzenden Aussichten auf Grafenkronen

und Fürstenhüte, fand aber doch den vorliegenden Stoff anziehend genug, um erst mit der Morgendämmerung zu mir selbst zu kommen.

Fern von mir sey die frevelhafte Absicht, meine Leser auch nur um ein Stündchen ihres Nachtschlafs bringen zu wollen; indeß hoffe ich sie doch auch nicht gerade zu langweilen, wenn ich ihnen den Inhalt des schwarzen Büchleins in gedrängter Kürze und etwas verfeinerter Mundart bescheidentlich mittheile, wie folget:

In meinem sechs und zwanzigsten Jahre — so schreibt mein wackrer Urvater und vielgeliebter Erblasser — ward ich zum Hofmeister des Prinzen ****** ernannt, und ihm nach Montpellier entgegen geschickt, weil sein bisheriger Mentor in Marseille verstorben war. Der Prinz, bekanntlich ein natürlicher Sohn des Königs von **** und der Fürstinn L***ka, reiste unter dem Nahmen eines Barons von N****** und hätte eigentlich keiner Aufsicht bedürfen sollen; denn er war kaum fünf Jahr jünger, als ich. Allein sein reitzbares Temperament, wobey ihm mein Vorgänger aus Liebedienerey zuweilen durch die Finger sah, hatte ihn nicht selten in die Hände der Glücksritter und freyen Weibspersonen gespielt, so daß auch seine vorher blühende Gesundheit nicht wenig geschwächt war.

Wie nun bey dergleichen Gemüthern die Eindrücke der Sinne desto lebhafter, und den Leidenschaften gleichsam alle Zügel gelassen sind; so hatte auch bey diesem jungen Cavaliere eine, während seines Aufenthalts in Marseille angesponnene Liebschaft, über welche wegen des Todes seines Führers nicht wohl ins Klare zu kommen war, eine Art von Geisteszerrüttung, Tiefsinn und Lebensüberdruß hinterlassen. Diese zeigten sich jedoch in dem Umgange mit Andern nur schwach und selten, desto öfter und stärker aber in der Einsamkeit durch mancherley auffallende Bewegungen und Reden.

Sonach wurde für gut gefunden, ihn nicht ohne eine sichere und verständige Person seine Reise fortsetzen zu lassen, und ich wurde hiezu ersehen, weil ich nicht nur, ohne mich zu rühmen, in den Sprachen und Wissenschaften nicht unerfahren war, sondern auch an Muth und Entschlossenheit, wie im Reiten, Springen und Fechten, keinem so leicht etwas nachgab.

Für mich war dieser Ruf in vielerley Hinsicht sehr erwünscht. Ungerechnet eine reichliche Besoldung und die Zusicherung, gleich nach Beendigung der Reise in S****** vortheilhaft angestellt zu werden, hegte ich auch gar trefflich Lust, mich in der Welt umzusehen, und getrauete mir dabey vollkommen, mit dem jungen Herrn fertig zu werden. Ich nahm ihn sofort nach meinem Antritt in gar strenge, obwohl geheime, Aufsicht, und bediente mich

dabey hauptsächlich eines alten treuen Jägers, der unter dem Anscheine der Einfalt eine nicht alltägliche Verschlagenheit zu verbergen wußte. Dem Prinzen selbst konnte ich mehrere Monathe lang, aller ersinnlichen Mühe ungeachtet, kein Zutrauen abgewinnen. Er wußte gar wohl, daß ich ihm zum Argus gesetzt sey, hegte daher heimlichen Groll wider mich, und setzte jeder freundlichen Zusprache Kälte und Trotz entgegen.

Ich ließ mich jedoch hiemit von weitern Versuchen auf sein Herz nicht abschrecken, was mir um so leichter ward, da er, bey allen seinen Fehlern, doch auch sehr sanft und lenkbar schien, und sein zerrütteter Geisteszustand mein ganzes Mitleid erweckte. Manche Tage fiel es fast unmöglich, ihn nur aus dem Hause zu bringen; er ging dann bald ängstlich, bald tiefsinnig herum, antwortete auf alle Fragen kurz oder gar nicht, und seufzte zuweilen aus dem Innersten. War dieser Zustand vorüber, so warf er sich wieder in einen Strudel von Zerstreuungen, und ich hatte vollauf zu thun, ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Er gerieth endlich bey einem solchen Anfalle der Lust in verdrießliche Händel, und ein Cavalier, der weit und breit als der geschickteste Fechter bekannt war, sandte ihm eine Ausforderung. Da es eine Ehrensache betraf, so stand das Duell nicht zu vermeiden. Doch wußte ich es, unter Vermittlung verständiger Freunde, also zu drehen, daß ich un-

verzüglich ein Patent als *****nischer Major erhielt und mich statt seiner schlagen durfte. Ich trug bey diesem Zweykampfe, da mich doch zuletzt die Besonnenheit ein wenig verließ, einen tüchtigen Stich durch den rechten Arm davon. Dieser Zufall hatte auf ein Mahl das Herz des Prinzen mir zugewandt; er fiel mir um den Hals, und bath mich, unter tausend Freundschaftsversicherungen, um Verzeihung alles dessen, was er mir zuwider gethan.

Kurze Zeit darauf, als wir eben im Begriff standen, in einigen Tagen Lyon zu verlassen, trat der Prinz eines Abends in der heftigsten Wallung aus seinem Zimmer in das meinige. Er schien mich nicht im mindesten zu bemerken, rang die Hände, warf sich in einen Sessel und sah starr auf den Boden. Ich näherte mich ihm, ergriff seine Hand; wie aus einem Traume erwachend, sah er mich mit großen Augen an, stürzte mir dann mit vielen Zähren in die Arme und rief ängstlich: „Retten Sie mich! retten Sie mich vor mir selbst! Sie haben Muth, Sie haben Wissenschaft; mich hat eine untilgbare Gluth . . . Ha! die Gluth der Hölle" — unterbrach er sich schaudernd — „ergriffen, und alle Kräfte meiner Jugend verzehrt!"

Er versank nach diesen Worten in eine mir bedenkliche Starrsucht. Ich rief den alten Diener, schaffte mit dessen Beyhülfe den Kranken ins Bette, und sandte nach einem Arzte. Dieser untersuchte den Puls, schüttelte bedächtig das Alongenhaupt,

verschrieb kühlende Mittel und versicherte, selbst nicht zu wissen, was er denken solle. Da waren wir nun einer so klug, als der andere! Das Gefühl meiner Pflicht und mein immer lebhafter werdendes Mitleid mit diesem verzogenen Sohne des Glücks bewog mich, die Nacht über selbst bey ihm zu wachen.

Bis gegen Mitternacht schien er bald in entzückenden, bald in furchtbaren Träumen zu liegen; aber kaum war die Tagescheide vorüber, als er erwachte, und mit zärtlich auf mich gerichteten Blicken meine Hand drückte. „Ich bin nicht krank" — sagte er mit sanfter Stimme — „aber unglücklich, sehr unglücklich!"

„Und warum, lieber Prinz!" — fragte ich mit der innigsten Theilnahme, hocherfreut, die unbekannte Quelle seines in Wahnsinn ausartenden Trübsinns im glücklichsten Augenblick zu entdecken — „Vertrauen Sie Sich mir, Ihrem wahren, treuesten Freunde!"

„Der sein Leben für mich wagte!" — antwortete er gerührt — „Wissen Sie denn: ich liebe . . ,"

„Was es auch sey," — versetzte ich eben so — „Sie können es mir entdecken!"

„Nun denn! ich liebe mit einer Sehnsucht, mit einer zum Wahnsinn führenden Angst, . . . o ich beschwöre Sie bey allen Heiligen! lachen Sie nicht! . . . ich liebe die griechische Helena!"

Kaum hatte er dieß gesagt, als er wieder in

die vorige Starrsucht zurück fiel. Ich konnte nicht länger umhin, ihn in der That für wahnsinnig zu halten, und fürchtete mit jedem Augenblick, sein inneres Kämpfen in laute Wuth ausbrechen zu sehen.

Aber meine Besorgniß hatte mich getäuscht. Mit anbrechendem Morgen schien sein Blut beruhigter, seine Beklommenheit in sanfte Schwermuth übergegangen; sein Herz fühlte das Bedürfniß, das ihn quälende Geheimniß in das meinige auszuschütten.

„Vor ungefähr fünf Monathen" — so fing er mit Gelassenheit seine Erzählung an — „ging ich in Marseille eines Morgens nach dem Hafen, wo eben eine neuerbaute Galeere vom Stapel laufen sollte. Mein Hofmeister war erst vor einigen Tagen mit Tode abgegangen.

Das wilde Gewühl, der betäubende Lärm, fing schon an mir beschwerlich zu fallen, als zwey Frauenzimmer, die in einiger Entfernung am Ufer lustwandelten, meine Augen auf sich zogen. Die Eine, von schlankem Junonischem Wuchse, ganz und gar in die feinsten Musseline gehüllt, zeigte eine Anmuth im Gange und in allen Bewegungen, daß sie mir in Wahrheit nicht wie eine Sterbliche vorkam. Die Zweyte, in schwarzer Kleidung, trug das Gesicht offen, war schon bey Jahren und schien die Mutter oder Hofmeisterinn von jener. Beyde konnte

ich, der fremdartigen Tracht halber, nicht für Französinnen halten.

Da sie allein gingen, und die göttliche Gestalt der Jüngern, je länger ich sie betrachtete, desto unwiderstehlicher alle meine Sinne fesselte, so trug ich kein Bedenken, mich ihnen zu nähern und sie ziemlich unbefangen zu begrüßen. Die Jüngere verneigte sich ein wenig, doch wie es schien, befremdet und stolz. Sie ergriff den Arm der Ältern. Diese aber antwortete mir in gebrochnem Italienisch auf eine Art, daß ich wohl bemerkte, mich geirrt zu haben. Ich mußte nach ihrer Erwiderung wenigstens die schweigende Schöne für eine Dame vom höchsten Range ansehen, was denn freylich ein Juwelenstrauß, der mit Perlen, Rubinen und Diamanten verschiedene Blumen auf das natürlichste nachahmte und den turbanartigen Schleyer auf dem Scheitel befestigte, und zwey brillantene Armbänder, womit die weitgefalteten Ärmel um die Handschuhe fest gegürtet waren, noch mehr bestätigten.

Voll Ärger über meinen Mißgriff, ich kann wohl sagen, mit brennender Schamröthe, verbeugte ich mich ehrerbiethig, ohne eine Entschuldigung hervorzubringen, und blieb zurück. Die Jüngere wandte sich in einer Entfernung von zwanzig Schritten auf einen Augenblick nach mir um, und hob, halb wie verstohlen, ein wenig den Schleyer. Ich stand geblendet von nie gesehener Schönheit, und erwachte zu spät aus meiner Betäubung, um die

im Getümmel Verschwundenen mit den Augen wieder zu erlangen.

Mißmuthig, die Hand vor der Stirn, ach! von allen Qualen des heißesten Verlangens ergriffen, stand ich noch wie ein Träumender, als Della Spina, ein Genuesischer Schiffscapitän, mit einer Einladung auf den Abend mich aufweckte. Er hat auf einem Streifzuge gegen die Seeräuber den linken Arm eingebüßt und treibt sich nun als Spieler herum. Ich selbst hatte vor einigen Tagen eine beträchtliche Summe von ihm gewonnen.

„Sahen Sie die Schönste der Welt?" — rief ich ihm hastig entgegen.

„Vermuthlich die schöne Uzelle!" — sagte er zu seinem Gesellschafter, einem mir unbekannten Cavalier. — „Diese, mein Prinz!" — setzte er gegen mich gewandt ehrerbiethig hinzu — „sahen wir eben mit ihrer Aya wieder einsteigen."

Sie können leicht denken, daß ich nun in ihn und seinen Begleiter drang, mir alles von der reitzendsten ihres Geschlechts zu erzählen, was ihnen bekannt sey. Aus dem letztern, der sich Don Ramiro nannte, war sehr wenig zu bringen. Doch verwunderten sich beyde, daß ich noch gar nichts von der Prinzessinn gehört habe. „Freylich" — versicherte mich Della Spina — „beruhe alles, was er wisse, auch nur auf leeren Vermuthungen. Es sey nur noch Wenigen das Glück zu Theil worden, die beyden Damen in der Nähe zu sehen. Habe schon

die Schönheit der Jüngern und die Pracht ihrer Umgebungen die Neugier der Müßiggänger bis fast zum Zerspringen gespannt, so sey doch durchaus nichts Näheres zu entdecken. Nicht ein Mahl ihren Aufenthalt habe man ausforschen können. Doch stimme das allgemeine Gerücht darin überein, daß die junge Dame eine Tochter des regierenden Sultans, und ihrem Vater, aus unbekannten Gründen, wie auf unbekannte Art, mit großen Schätzen entflohen sey."

Ein mehreres schienen der Genueser und der finstere, wortkarge Spanier von der schönen Türkinn durchaus nicht zu wissen. Die wenige Theilnahme, die Kälte, womit Della Spina von der Sache sprach, fing mich an zu verdrießen. Ich gab ihm, nur um mich seiner zu entledigen, meine Zusage, schweifte noch eine Weile durch die Alleen und begab mich dann, die heißeste Leidenschaft im Busen, nach meiner Wohnung."

So begierig mich . . . nähmlich meinen Urvater . . . dieser Anfang der Erzählung auf die Fortsetzung machte, und so rathsam ich es fand, die warme Vertraulichkeit des Prinzen nicht wieder erkalten zu lassen; so bath ich ihn doch aus Vorsorge für seine Gesundheit, vor der Hand abzubrechen. Indessen schien seine Krankheit durchaus nur vom Geiste herzurühren, und da ihn die Eröffnung des

verliebten Abenteuers in eine sehr frohe Stimmung versetzt hatte, so ließ er sich nicht bewegen, im Bette, ja nicht ein Mahl zu Hause, zu bleiben. Kaum waren wir angekleidet, als wir in dem herrlichen Karthäusergarten ein abgelegenes Bosket aufsuchten, wo er unaufgefordert den abgerissenen Faden wieder aufnahm:

„Ich konnte den ganzen Tag über meine Unruhe kaum verbergen, und mußte bey der Mahlzeit von mehrern meiner Bekannten mancherley Spöttereyen anhören. Da jedoch alles Sinnen und Grübeln mich der schönen Uzelle um keinen Schritt näher führte; so beschloß ich, um mich zu zerstreuen, die dem Capitän gethane Zusage zu erfüllen.

Schon war es Dämmerung geworden; schon stand ich im Begriff, mich zu Della Spina zu verfügen; schon hatte ich meinen Bedienten nach meiner Gewohnheit Erlaubniß gegeben, ihren eigenen Vergnügungen nachzugehen; als es drey Mahl leise an die Vorsaalthür pochte. Ich nahm den Leuchter und öffnete. Ein junger Mensch in kurzem Mantel, eine Larve vor dem Gesicht, trat ein und folgte mir bis fast in das Zimmer. Er schien sehr ängstlich und bestürzt; ich glaubte tiefe Seufzer zu vernehmen. Neugierig, was dieß auf sich habe, befahl ich ihm, vollends einzutreten. Augenblicklich schlug er den Mantel zurück, zog die Maske ab, und ich erblickte einen jungen Mohren in glänzender Pagen-Livree.

Der schöne Page ließ sich vor mir auf ein Knie

nieder und bekannte, zwar in französischer Sprache, doch, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, er habe mir ein Geheimniß zu hinterbringen, dessen Entdeckung ihm, wenn er verrathen werde, leicht sein Leben kosten könne. Das Auffallende dieses Auftritts, die Pracht der Livree, selbst die schwarze Gesichtsfarbe des Edelknaben, erinnerte mich augenblicklich an die schöne Uzelle. Ich sprach dem Pagen Muth ein, und hob ihn tröstend auf. Er küßte mit Innigkeit meine Hand, drückte sie an sich, und ... stellen Sie sich meine steigende Verwunderung vor, als mein Gefühl und ein schärfer auf ihn geworfener Blick in dem vermeintlichen Jüngling ein sehr wohlgebildetes Mädchen entdeckte.

Sie sind mein Freund, ich bin Ihnen Offenherzigkeit schuldig, und werde bey Fortsetzung meiner Geschichte noch manchmahl Ihrer Nachsicht bedürfen. Ich gestehe Ihnen daher, daß diese Wahrnehmung, die Einsamkeit des schwach erleuchteten Zimmers, die Unruhe meines Blutes, in welcher ich schon von frühem Morgen geschwebt hatte, endlich die nicht gewöhnlichen Reitze der niedlichen, sich furchtsam an mich anschmiegenden Mohrinn, mein Herz in noch stärkere Wallung versetzten. Auch die artige Schwarze schien nicht wenig beklommen; doch entwand sie sich mir, und sagte etwas verwirrt mit schmachtendem Tone: „Ich diene der reitzenden Uzelle ... wer kann neben dieser noch etwas schön finden.

den? . . . Das Geheimniß . . . mein Herz dringt mich, Ihnen zu verrathen . . ."

Ich weiß nicht mehr, wollte ich die Sclavinn durch Liebkosungen bestechen, oder war ich zu schwach, der Gegenwart zu widerstehen; genug! ich hatte meinen Arm mit Heftigkeit um die Achsel der Negerinn geschlungen und bedeckte die recht lieblich aufgeworfenen, sammtweichen Lippen mit Küssen, als . . . ein Gesicht mit feurigem Munde und spitzem Hute, über den eine lange rothe Feder schräg hervorragte, durch die ein wenig geöffnete Thür schaute. Die schwarze Zofe stürzte, wie vom Blitz getroffen, zu Boden; die Kerzen im Zimmer verlöschten mit einem wunderbaren Geprassel, und da ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich im Finstern allein.

„Sie waren unter Gauner und Schwarzkünstler gerathen, mein Prinz!" — unterbrach ich ihn — „Ein Kellnerbursch ist zu erkaufen, und das Kunststück mit den Lichtern könnte ich Sie selbst lehren!"

„Hören Sie erst weiter" — erwiederte er, ohne sich irren zu lassen — „Es möchten Dinge vorkommen, die sich weniger leicht entziffern ließen!"

„Der Aufwärter, dem ich sogleich schellte, mir die Treppe hinunter zu leuchten, der schafköpfigste Tropf, den man finden kann, hatte auf der Treppe keinen Menschen gesehen, vielmehr nach der großen Stille vermuthet, es sey schon im ersten Stock Alles ausgegangen. Ich hüllte mich in meinen Man-

tel und machte, um mich von meiner Bestürzung zu erhohlen, einige Umwege. Della Spina und seine Freunde hatten schon längst auf mich gewartet. Immer in Gedanken vertieft setzte ich ohne Aufmerksamkeit, doch, so viel ich mich erinnere, ohne bedeutenden Verlust.

Da ich nach Mitternacht aus dem Spielzimmer trat, bemerkte ich unter den wartenden Bedienten auch den jungen Neger. Er gab mir einen geheimen Wink; ich befahl meinem Diener, mit der Fackel ein wenig voraus zu gehen.

„Haben Sie Muth genug, mir allein zu folgen," — flüsterte die schwarze Sclavinn, sich an meine Seite drängend, und zeigte auf einen bereit stehenden Wagen — „so gelingt es vielleicht, Ihnen eine Zusammenkunft mit meiner Prinzessinn zu verschaffen. Sie selbst wünscht dieß. Noch ehe es tagt, sind Sie wieder am Ufer!"

So bedenklich mir unter andern Umständen dieser Antrag geklungen hätte; so war doch das Abenteuer zu anlockend, und ich selbst von Leidenschaft zu heftig entzündet, um nicht jeder Gefahr zu trotzen. Ich ließ mir von meinem Bedienten den Degen geben, was Zaide . . . so hieß die Mohrinn . . . lächelnd bemerkte, und befahl ihm, bis zum Morgen meiner zu warten. Wir stiegen in den Wagen, und vermuthlich nur die Kühle der Nacht, nur die Schnelligkeit, womit wir nach dem Hafen gelangten, nur die gespannteste Erwartung, die Da-

me meines Herzens zu erblicken, ließ mir für jetzt die Annäherung an die reitzende Schwarze nicht gefährlich werden.

Als wir auf der Rhede waren, rief die Mohrinn nach einer Barke, die uns weiter bringen sollte, und verband mir freundlich schmeichelnd mit ihrer eigenen rothen Schärpe die Augen. Wir landeten kaum nach Verfluß einer Viertelstunde. Soviel ich, der Augenbinde wieder entledigt, in der Dunkelheit erkennen konnte, standen wir am Eingange eines, nur ein Gestock hohen, mit Säulen umgebenen Landhauses.

Hier klatschte Zaide einige Mahl in die Hände. Dieß Zeichen wurde erwiedert. Eine Hinterthür öffnete sich. Wir gelangten durch eine finstere Gallerie in ein schwach erleuchtetes Zimmer, wo mich die alte Aya empfing. „Nur aus Gehorsam befolge ich die Befehle meiner Gebietherinn," — redete sie mich an — „das übrige hören Sie von ihr selbst!"

Urtheilen Sie, mein Freund! ob mein Herz feuriger schlug, als die Alte das nächste Cabinet öffnete. Es war mit Wohlgerüchen erfüllt, die aus silbernen, die seltensten Blüthen enthaltenden Körben und einigen Rauchfässern empor dufteten. Nur zwey Wandleuchter erhellten es. Uzelle selbst lehnte auf einigen, mit prächtigen Teppichen bedeckten Polstern mit untergeschlagenen Knien. Sie trug einen eng anschließenden Kaftan, und Beinkleider von rosenfarbigem Damast mit silbernen Blumen; nur

eins der schönsten Füßchen entzog sich dem Auge nicht. Die Hände und ein Theil des athmenden Busens waren bloß von der durchsichtigen Gaze des Hemdes beschattet, aber das Gesicht bis zu den purpurnen, wahrhaft bezaubernden Lippen mit einem schwarzen Schleyer verhüllt.

Von dem Glanz so seltener Reitze, von der Würde und Majestät dieses himmlischen Geschöpfs geblendet, näherte ich mich schweigend.

„Verkennen Sie mich nicht, mein Prinz!" — sprach sie im reinsten Italienisch — „wenn mein trauriges Verhängniß mich des Anstands vergessen läßt. Ich bin so unglücklich und verlassen, und glaubte, diesen Morgen eine Theilnahme in Ihren Blicken gelesen zu haben, die . . ."

Ich beugte ein Knie, dankte ihr mit wenigen Worten des Entzückens, und beschwor sie, uneingeschränkt über mich zu befehlen. Aber, war es nur die Anwesenheit der uns nicht verlassenden Matrone, was ihr Stillschweigen auflegte, oder fürchtete sie eine Unterbrechung; sie nahm bloß mein Gelübde mit süßem Lächeln und zärtlichem Dank an, versprach mir zu seiner Zeit das Nähere wissen zu lassen, öffnete dann zum Zeichen der Entlassung mit der blendendsten Hand ein wenig den Schleyer, und ließ einen sanft hinsterbenden Blick auf mir ruhen, in welchem ein Himmel von Seligkeit schwamm.

Die Aya ergriff drängend meine Hand und überlieferte mich der Mohrinn. Diese führte mich wie-

der nach der Gondel, verband mir die Augen, empfing von mir alles Gold, was ich noch bey mir trug, zum Geschenk, und fuhr, nachdem sie mich abgesetzt hatte, wieder zurück. Es war schon Morgendämmerung, als ich im Wappen von Holland wieder anlangte; so hieß der Gasthof, wo ich wohnte.

„Aber Sie träumten dieß alles doch nur?" — unterbrach ich den Prinzen mit einigem Unwillen.

„O weh . . . o wohl mir," erwiederte er mit einem Seufzer — „wäre mein ganzes bisheriges Leben nichts, als ein wundervoller Traum! Doch ich muß Athem schöpfen, bevor ich fortfahre. Erinnern Sie mich diesen Abend!"

Es bedurfte dieser Erinnerung nicht. Kaum hatten wir abgespeist, als der Prinz mich neben sich zog, um mir den Schluß seines Abenteuers mitzutheilen.

„Es würde zu weitläufig werden," — sagte er — „wollte ich einiger weitern Zusammenkünfte gedenken, welche mir die reitzende Uzelle von nun an, unter der Hülle des strengsten Geheimnisses, theils in Gegenwart der alten Dame, theils allein, zugestand. Die Mohrinn war stets die bereitwilligste und verschlagenste Unterhändlerinn, ob sie schon, wie ich glaube, einige Untreue gegen die Gebietherinn mir verziehen hätte. Wenigstens weigerte sie sich einige Mahl, das so wohlverdiente Bothenlohn

von mir anzunehmen, und versicherte mich oft mit Augen voll Wasser ihrer, keine Gefahr scheuenden, Ergebenheit.

Mein Umgang mit der himmlischen Uzelle war nach und nach etwas inniger, etwas zärtlicher geworden. Sie ließ sich meine, an Anbethung gränzende, Huldigung gefallen, wußte mich aber immer in den Schranken der strengsten Ehrerbiethung zu erhalten.

„Und erhielt nicht auch sie" — fiel ich dem Prinzen ins Wort — „von Ihnen einige Geschenke, als Beweise dieser Huldigung?"

„Ich entsinne mich nicht" — erwiederte er mit einiger Verwirrung. — „Nur Blumen oder dergleichen, bloß durch die Hand des Gebers Werth erhaltende Verehrungen wagte ich ihr anzubiethen, und hielt ich es auch für Pflicht, für einige mir scherzend verehrte persische Tücher und Rosenöhl-Fläschchen einige Kostbarkeiten an sie zu übersenden, so erlebte ich doch nie die Freude, etwas davon an ihr zu erblicken."

„Schon vier- bis fünfmahl" — fuhr er fort — „hatte ich sie bald in jenem Cabinet, bald am Gestade, bald in einem nahe am Meer gelegenen Garten gesehen, ohne etwas Näheres über ihr Schicksal zu erfahren, als ich eines Morgens, in Begleitung des *****schen Kammerherrn von Z****, der sich eben auch auf Reisen befand, dem Hochamte in der St. Lazaruskirche beywohnte. Beym Herausgehen fiel mir unter der strömenden Menge

Della Spina ins Auge. Er bemerkte mich anfänglich nicht, gab mir jedoch, da ich ihn begrüßte, zu verstehen, daß er mir gelegentlich etwas allein zu entdecken wünsche.

Dieses Winks ungeachtet, schien er am folgenden Tage, da ich ihm auf einem Spatziergange begegnete, nicht mehr daran zu denken, sondern ließ sich von mir erinnern. Es dünkte mich, als wünsche er nun, des Gesprächs lieber gänzlich überhoben zu seyn.

„Wäre vielleicht, mein Prinz!" — fing er zaudernd an — „jüngst Ihre Erkundigung nach der schönen Uzelle nicht ganz ohne Absicht geschehen, so . . . dringt mich beynahe die Pflicht . . ."

Er stockte. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und beschwor ihn, mir nichts zu verschweigen.

„Es ist wunderbar zu sagen," — fuhr er nachsinnend fort — „und ich weiß in der That nicht, wie ich . . . Lasen Sie nie, mein Prinz! von gewissen ostindischen Einsiedlern, die sich Gioghi's nennen und des vertrauten Umgangs mit unsterblichen, geistigen Weibern, oder, was wohl dasselbe ist, mit Satanisken sich rühmen?"

„So weit erstreckt sich meine Gelehrsamkeit nicht" — erwiederte ich lächelnd mit steigender Verwunderung.

„Hörten Sie auch nie," — nahm er wieder das Wort — „daß zuweilen höllische Geister sich in

schöne Mädchen verwandelten; daß zum Beyspiel das Heldenmädchen von Orleans . . ."

„Umgekehrt möchte eher der Fall eintreten, darf man manchem Ehemann Glauben beymessen!" — fuhr ich spottend fort — „aber wozu das alles?"

„Also halten Sie es auch für Fabel, daß Dämonen die Macht haben, Leichname zu beseelen? daß einst eine heidnische Braut aus dem Grabe zurückkehrte, um ihren Geliebten bey nächtlicher Weile zu umarmen?"

„Aber bey allen Heiligen!" — unterbrach ich ihn heftig — „wozu diese Einleitung? wozu diese alten, längst vergessenen Geschichten?"

„Verkennen Sie nicht meine Vorsorge für Ihr Wohl" — entgegnete der Capitän — „wäre sie auch übertrieben! Sollte vielleicht der bezaubernde Blick Azellens auch auf Sie, wie auf alle, die er jemahls traf, einen tiefen, unauslöschbaren, fast übernatürlichen Eindruck gemacht haben, so . . . seyn Sie wenigstens auf Ihrer Huth! Es läuft, selbst unter den gebildetsten Einwohnern dieser Stadt, ein dunkles Gerücht . . . und, wenigstens die letzte Begebenheit wird doch von mehrern glaubwürdigen Augenzeugen verbürgt!"

„Sie foltern mich! welche Begebenheit?"

„Sey es auch, wie es sey! So viel ist unläugbar, daß die sogenannte Sultanstochter sich vor einigen Tagen auf der Straße befand, als eben das Venerabile zu einem Kranken getragen wurde. Schon

als sie von fern das Klingeln vernahm, schien sie von Schrecken ergriffen, sie ward blaß und stützte sich auf die Aya. Als aber der Priester um die Gassenecke lenkte und das Volk anbethend auf die Knie stürzte, da sank Uzelle, wie von einer höhern Hand berührt, plötzlich nieder und wurde todtenbleich in ihre Sänfte gebracht! . . . Sie wissen nun, was ich Ihnen zu sagen hatte! Ich fälle kein Urtheil; ich bin weder abergläubig, noch ungläubig; indessen glaubte ich Ihnen diese Nachricht schuldig zu seyn!"

Mit diesen Worten entfernte er sich, und überließ mich dem verworrensten Nachsinnen.

„Ich kann nicht läugnen," — sagte der Prinz fortfahrend — „daß dieß Gespräch nicht wieder aus meinen Gedanken wich, so viel Mühe ich mir auch gab, es zu vergessen, so oft ich es bey mir selbst ein widersinniges Gerücht, ein albernes Pfaffenmährchen nannte. Vielmehr verband sich damit eine Erinnerung aus früheren Zeiten, die mich in der That mit einer gewissen Bangigkeit erfüllte. Ich hatte einst im wilden Rausch unter mehrern, mit gleichgestimmten Edelleuten dem Teufel meine Seele gelobt, führte er je die Schönste der Welt in meine Umarmung!

Dachte ich überdieß an das beharrliche Stillschweigen, das Uzelle beobachtete, so oft ich auf

ihre Verhältnisse leise hindeutete, an die Schwermuth, in welche sie bey solcher Gelegenheit immer gerieth, so ward mir noch banger ums Herz. Auch gränzte die Unruhe, die Gluth, mit welcher ich sie liebte, die Sehnsucht, womit alle meine Gedanken unaufhörlich nach ihr hinstrebten, wahrlich an Bezauberung. Noch nie in meinem Leben hatte ich etwas Ähnliches empfunden!

Diese Rastlosigkeit, dieß mich selbst aufreibende, stete Nachihrhinverlangen stieg jetzt, leider! um ein Großes, da mehrere Tage verflossen, ohne daß die erwartete Liebesbothinn sich blicken ließ. Endlich schlug mir wieder die selige Stunde; ich fand Uzellen bey der Dämmerung in einem düstern Wäldchen von Feigen- und Orangenbäumen. Sie ruhte auf einem Blumenrasen, leicht gegürtet und nur wie in dünne Nebel gehüllt. Alle holde Formen, welche die Kunst jemahls der Liebesgöttinn lieh, schienen nur zu verrätherisch hervor. Der Ort, der schöne Abend, die klagenden Gesänge der Vögel, alles stimmte zur tiefsten Melancholie; war es ein Wunder, daß ich auch in ihren Augen Thränen erblickte?

Ich mußte meinem gepreßten Herzen Luft machen; ich warf mich zu ihren Füßen; ich beschwor sie, mir den Grund ihrer Trauer zu entdecken; ich flehte um Gegenliebe.

„Und würden Sie dieß Gelübde nicht bereuen," — antwortete sie mit unbeschreiblicher Anmuth —

„wenn Sie jemahls entdeckten, daß diese, Sie entzückenden Reitze nicht so makellos wären, als sie jetzt Ihnen scheinen? daß die von Ihnen vergötterte Fürstinn vielleicht das Zeichen einer schmählichen, verworfenen Knechtschaft an sich trüge?"

Ihre Blicke, ihre schmelzende Stimme, ihr ganzes bezauberndes Wesen, hatte meine Leidenschaft auf eine Höhe gespannt, wo ich alles, wo ich mich selbst und die ganze Erde vergaß. „Ich liebe Dich, Göttliche! ich werde nur Dich ewig anbethen; ich kann eher sterben, als mich irgend etwas im Himmel und auf Erden von Dir zu entfernen vermag!" — rief ich in halbem Wahnsinn.

„Auch dann noch, mein Prinz?" — antwortete sie mit heftigem Zittern — „auch dann noch?" — Sie zog bey diesen Worten das Gewand von der alabasternen Achsel. Ich erblickte auf ihrer linken Schulter ein rothes Mahl von sonderbarer Form; aber . . . und wäre Uzelle in diesem Augenblick die niedrigste Sclavinn gewesen, und hätte der Schlund der Hölle sich gegen mich aufgethan . . . ihre allmächtige, bey dieser Entschleyerung noch zauberischer werdende Schönheit, hätte mich alles verlachen lassen.

Ich drückte ihre Hand an meine glühenden Augen. Ich warf mich aufs neue vor ihr nieder. Der Himmel weiß, zu welcher Kühnheit mich die Verwirrung aller meiner Sinnen verleitet hätte, wäre nicht Uzelle in diesem Augenblick auf ein gegebenes

Zeichen aufmerksam und dadurch genöthigt worden, sich von mir loszureißen.

Doch schon am folgenden Abende hohlte mich Zaide wieder ab. Uzelle erwartete mich in ihrem Cabinet, das mir, wie das erste Mahl, die lieblichsten Gerüche entgegenhauchte. So schön hatte ich sie noch niemahls erblickt! Nur wenig, oder gar keine Spuren ihrer türkischen Abkunft waren bemerkbar. Ein aurorfarbener, mit Silber durchwirkter Schleyer umgab sie. Hals, Arme und Busenband starrten von Diamanten. Ihr schwarzes, fein geflochtenes Haar hing fast bis zu den Füßen herab.

So stand sie am geöffneten Fenster, vor welchem die schönste Landschaft mit duftenden Blüthensträuchen ausgebreitet lag. Sie rief mich zu sich, und reichte mir mit unbeschreiblich süßem Lächeln die runde, mit den reitzendsten Grübchen versehene Hand.

„So ist Ihre Liebe denn unerschütterlich?" — fragte sie mit hinreißendem Schmachten —

„Ewig, Uzelle, ewig, wie meine Seele!"

„Und . . . würden Sie nicht zurücktreten", — fuhr sie lächelnd fort — „wenn ich mich nicht an dieser mündlichen Versicherung begnügte? nicht damit begnügen dürfte?"

„Gebiethen Sie über mich, angebethete Uzelle!" — antwortete ich im lieblichsten Rausch.

Sie ergriff tändelnd ein Blatt Seidenpapier, das eben auf einem, im Zimmer stehenden Blu-

mentische lag. „Schreiben Sie Ihren Nahmen;" — lispelte sie — „Ihre Schwüre schreibe ich gelegentlich selbst, wenn . . . Sie Uzellens vergessen!"

Ich ergriff unbedenklich die Feder, schrieb mit wonnezitternder Hand, und überreichte ihr die Unterschrift.

„Hier denn den Kuß ewiger Gegenliebe!" — kosete sie mit den zärtlichsten Accenten; die großen schmachtenden Feueraugen wurden von Thränen versilbert; ich warf mich mit wüthendem Entzücken an ihre Brust. . . ."

Der Prinz glühte fieberhaft, da er dieses erzählte. „Frech hätte ich den Himmel aufgefordert," — setzte er hinzu — „mir höhere Seligkeit zu gewähren. . . ach! werde ich nimmer sie wiedersehen?"

Nach einer Pause nahm er wieder das Wort: „Jetzt warf sie plötzlich einen starren, furchtbaren Blick auf mich. Ihr ganzes Wesen schien verändert, schien erschüttert. Ihre Wange erbleichte; die Wärme ihres Körpers erkaltete. Sie schien im Zwielicht der Zweige mehr ein Schatten der Unterwelt, als ein lebendes Wesen.

Weißt Du auch, wen Du liebst, Sterblicher!" — sagte sie mit einem Tone, der mich eine Wahnsinnige in ihr vermuthen ließ" — weißt Du, wem Du Deine Gelübde darbrachtest, Du, der Hölle Geweihter?" Ich schauderte zusammen.

Ihre Thränen flossen häufiger; sie rang die Hände und schien in Verzweiflung — „Ich bin nicht

Uzelle, ob ich schon in dieser Gestalt jetzt erscheine;" — sagte sie weicher — „ich bin nicht die entflohene Sultanstochter, noch sonst eine Lebendige! Dieser Leib ... o kannst du nicht tödten, du dort oben! ... dieser Leib, die Quelle endlosen Jammers, seufzt nach Vernichtung, aber die Gewalt der Hölle gab ihm Unsterblichkeit zur Verdammniß! Schon Jahrtausende schweife ich je und je auf Erden, ewig dazu erkoren, mir mit diesen fluchwürdigen Reitzen Buhler, dem Abgrunde Seelen zu werben!"

„Und Dein Nahme?" — rief ich mit unbeschreiblicher Angst, mehr noch entsetzt über den qualvollen Zustand der über Alles Geliebten, als noch an die Wahrheit ihrer furchtbaren Phantasien glaubend.

„Die Schönste der Sterblichen nannte mich schon die Urwelt;" — antwortete sie mit furchtbarer Heftigkeit — „durch mich stand Troja in Brand! ... ich bin die ehebrecherische Helena; ich wanderte schon in vielfacher Gestalt auf dem Erdkreis herum, und nichts kann mich, nichts kann Dich, Heißgeliebter! dem ewigen Verderben entreißen, als — —"

Ein kalter Wind rauschte durch die Blätter; ein riesenhafter Mann in schwarzer Tracht, eine rothe Feder auf dem Hute, schritt am offenstehenden Fenster mit großen Schritten vorbey. Sie stürzte mit einem Schrey des Entsetzens zurück, und ich hörte zersplitterte Scheiben klirren.

Ich weiß selbst nicht, wie ich wieder in den Gast-

hof gekommen bin. Zwey Unbekannte hatten mich in der Barke ans Land, und dann nach Hause gebracht. Drey Tage lang war ich krank, sehr krank; aber auch da ich mich erhohlt hatte, entdeckte ich niemanden, was mir begegnet war.

Als ich nach einiger Zeit wieder einmahl zum Hafen ging ... denn obschon die Mohrinn sich nicht wieder sehen ließ, so konnte doch selbst das Gräßlichste mich nicht bewegen, Uzellen zu vergessen, . . . faßte mich ein ehrwürdiger Greis ins Auge. Sein silberweißes Haar hing spärlich unter dem Hute hervor; sein Auge sah zum Himmel; sein Mantel war mit einem Strick um die Hüfte gegürtet; er schien ein Mittelding von Mönch und Pilger.

Mit Rührung betrachtete er mich lange von weitem, näherte sich langsam und faßte dann meine Hand. „Sey getrost, mein Sohn!" — redete er mich an — „und wirf deine Last auf den Herrn! Er selbst sandte mich zu Dir vom hohen Libanon. Du bist zum Rüstzeug erkoren, die Schönste aller Sterblichen zu erlösen vom ewigen Tode! Morgen, wenn es nachtet, wird man hier deiner harren! Nimm die Hälfte dieses Silberlings, und wer die andere dir vorzeigen wird, dem folge getrost! — „Hiermit gab er mir eine zerbrochene alte Münze und verließ mich, ohne meine Antwort zu erwarten.

Mir war es unbegreiflich, wie dem Alten etwas von meinem Geheimniß bekannt seyn könne;

doch war sein ganzes Wesen ehrfurchtgebiethend; ich beschloß, mich ihm ganz anzuvertrauen. Pünctlich fand ich mich in der zweyten Nacht ein, aber... der sehnlich Erwartete ließ sich nicht wieder blicken!

Noch mancher wiederhohlte Gang war gleichfalls vergeblich; alle meine eifrigen Nachforschungen nach der Mohrinn, nach Uzellen, liefen fruchtlos ab. Die heißeste Sehnsucht im Herzen mußte ich meine Reise fortsetzen; nie wird diese Liebe, nie wird diese Angst, in mir erlöschen!"

„Und was erschreckte Sie gestern aufs neue?" — fragte ich, als der Prinz geendigt hatte.

„War es Schreck, war es Entzücken!" — antwortete er — „ich weiß es selbst nicht. Ich trat ganz unbefangen in mein Zimmer. Eine schwarze Taube flatterte mir entgegen. Sie trug einen rothen Faden am Halse, woran dieser Brief befestiget war. Sehen Sie selbst!"

Er zeigte mir ein zusammengerolltes Seidenpapier, worauf sich mit goldener Schrift einige italienische Stanzen befanden. Sie enthielten Klagen an die Nachtigall und eine hirschäugige Schöne. Unfehlbar war es der Anfang einer Übersetzung aus türkischen Liebesgedichten. Uzelle hatte dieß Lied, wie der Prinz mich versicherte, einst in seiner Gegenwart zur Theorbe gesungen.

Die schwarze Brieftaube, in welcher der schon ziemlich an Wunder gewöhnte Prinz, obwohl er sichs zu sagen schämte, irgend einen höllischen Abgesand-

ten, vielleicht auch die verwandelte Zaide, vermuthete, dünkte mir so wenig übernatürlich, daß sie vielmehr meine Aufmerksamkeit auf unsere näheren und entfernteren Umgebungen, besonders auf den vertrautesten Bedienten des Prinzen, noch mehr anspannte. Doch konnte ich zu keiner Entdeckung gelangen; auch war die Phantasie des Prinzen zu sehr gereitzt, um ihm schon jetzt die Augen zu öffnen. In Hoffnung, daß wohl sämmtliche Acteurs auf eine oder die andere Art ihre Gegenwart wieder verkündigen würden, begnügte ich mich, den Prinzen, bis zu unserer Abreise, so oft er sich ausbegab, zu begleiten.

Aber die, bloß durch die Unpäßlichkeit des Prinzen veranlaßte Verlängerung unserer Anwesenheit in Lyon verstrich, ohne daß sich das mindeste regte. Der Prinz, den ich, so viel möglich, zu zerstreuen und zu erheitern suchte, fing auf der Reise an ruhiger zu werden. Sein Tiefsinn zeigte sich nur noch selten, ja nach einigen Monathen schien fast die ganze Sache wieder vergessen. Endlich gelangten wir in das schöne Straßburg.

Wir machten hier die Bekanntschaft zweyer jungen Grafen von O. aus Dänemark. Der ältere, mit dem Vornahmen Ludwig, wurde für ausschweifend gehalten, und hing sich vorzüglich an

meinen Prinzen, den ich nach gerade auch wieder in schärfere Obhuth nehmen mußte. Desto wackerer betrug sich, seiner Jugend ungeachtet, der jüngere Bruder Gustav, ein in jeder Hinsicht liebenswürdiger Cavalier. Dieser schien bald an mir großen Geschmack zu finden, und ließ, da er von meiner Geschicklichkeit im Fechten gehört hatte, nicht eher nach, bis ich ihm wöchentlich einige Stunden Unterricht gab. Da wurde denn der Rappiere nicht im mindesten geschont; doch je tüchtigere Püffe ich dem jungen Dänen versetzte, desto mehr jubelte er, ja ich möchte fast sagen, desto lebhafter ward seine Zuneigung zu mir!

Wir hatten den Winter vor uns, und gedachten wenigstens einen Theil desselben in Straßburg hinzubringen. Wir mietheten uns daher eine Privatwohnung.

Das Gasthaus zum goldenen Römer war dort das berühmteste; alle Fremde von Range pflegten dort des Mittags zu speisen. Der Wirth, ein gar stattlicher, lustiger Alter, stand in dem Rufe der strengsten Rechtlichkeit. Weniger Gutes rühmte man von seiner Ehehälfte. Er hatte diese nach dem Tode seiner ersten Frau geheirathet, und dabey freylich die Ungleichheit des Alters nicht recht bedacht. Die runde Wirthinn trieb sich stets unter den Gästen herum, und sollte, der Sage nach, den gutmüthigen Alten dann und wann mit Geweihen beschenken.

Ganz das Gegentheil von ihr, und der Stolz des Vaters, der Abgott aller Nachbarn, war seine einzige Tochter erster Ehe, Nahmens Sibylle. Man konnte diese nicht sehen, ohne sie für die Zierde ihres Geschlechts zu halten. Sie war von mittlerer Größe; ihre Haut beschämte an Zartheit die Lilie und die Rose, und wenn schon ihre Jugend und blühende Gesundheit den reitzenden Gliedern eine gewisse Fülle mittheilte, so wurde man doch ihres sittsamen Anzugs halber versucht, sie eher zu den Schlanken, als zu den zu reichlich Begabten, zu zählen. Ihr hellbraunes, glänzendes Haar, das nur mit Mühe in die Flechten gezwungen schien, bildete auf dem Scheitel eine zierliche Krone, und die niedliche Straßburgische Tracht schien nur deßwegen erfunden, um diese keusche Dirne zu verhindern, der schaffenden Natur gänzlich den Tribut der Bewunderung zu entziehen. —

Die Leserinnen mögen der Empfindung des für weibliche Reitze nicht blinden Urvaters die Ausführlichkeit dieser Schilderung, und dem Familienstolze seines Urenkels ihre Aufnahme in diese Blätter verzeihen! Zudem erschien mir in jener Nacht, als das schwarze Buch in meine Hände fiel, gerade da ich an diese Stelle kam, der Schatten meiner Ältermutter, ziemlich im Costum von Rubens Weibern, ich erkannte in ihr die auffallendste Ähnlichkeit mit einem alten Bilde, das mit seinem Spitzenkragen, hochrothen Schleifen und sonstigem

Schmuck vor Zeiten einem finstern Gange meines väterlichen Hauses zur ungemeinen Zierde diente, ... und meine erste geheime Liebschaft gewesen war! Jetzt nickt die recht niedliche Ahnfrau zum zärtlichen Enkelsohne dreymahl wohlgefällig mit dem Kopfe und verschwand dann, eben da er im Begriff stand, ihren Reitzen die gebührende Huldigung zu bezeigen, langsam und mit dem huldvollsten Lächeln durch die festverschlossene Thür. Konnte ich diese Vision für etwas anders nehmen, als für einen Befehl, ihr wohlgetroffenes Bild im Strudel der Zeiten nicht gänzlich untergehen zu lassen? —

Die tugendliche Sibylle — fährt mein Urvater fort — hätte bey der Verständigkeit, womit sie von der Vorsicht begabt war, nicht im mindesten Ursache gehabt, dem Gespräche mit irgend Jemanden auszuweichen. Allein ihre Sittsamkeit und der Rang der einsprechenden Gäste vermochte sie, sich nur selten blicken zu lassen. Solchergestalt fühlte sich jeder, dem dieses Glück zu Theil ward, außerordentlich begünstigt, rühmte auch wohl mit geziemender Bescheidenheit sein Glück bey der Tafel. Man kann mit Recht sagen, alle Gäste liebten und priesen sie, doch wie ein Galleriebild hoher Kunst, das man bewundert, ohne seinen Besitz zu hoffen.

Daß ich nicht zu lange bey Nebendingen verweile, auch mein Prinz und ich gehörten unter die Zahl ihrer stillen Verehrer, nur mit dem Unterschiede, daß seine Neigung sich gar bald in ein wild-

loderndes Feuer verwandelte, die meinige aber eine milde, mich insgeheim beseligende Wärme blieb. An ihm bemerkte ich zuweilen wieder jenes rastlose Herumtreiben, das ich jedoch irgend einer andern Ursache zuschrieb; ich meiner Seits war Tage lang froh, wenn ich Sibyllen im Vorbeygehen gesehen hatte, und dachte dabey uneigennützig: Ja das Weib ist doch das Schönste in der ganzen Natur!

Wie groß war daher mein Erstaunen, wie sehr fühlte ich mich geehrt, als mich eines Tags eine Magd im Gasthause auf die Seite zog, und im Nahmen der schönen Wirthstochter ersuchte, einige Augenblicke zu ihr zu kommen!

Die holde Sibylle stand bey meinem Eintritt vom Spinnrocken auf, drehte verlegen an einem Flachsfädchen und schlug die Augen zur Erde. „Vergeben Sie," — fing sie leise an, und jungfräuliche Scham lieh ihren Wangen höheres Roth — „daß ich Sie zu mir bemühte. Ich bin in einer Lage, wo nur Sie mir rathen und helfen können."

Ich pries mich glücklich wegen dieses Zutrauens, und bath, in Allem auf mich zu rechnen, obschon ich nicht im geringsten die Veranlassung errathen könne, weßhalb sie meines Beystands bedürfe.

„Es wird mir schwer, von der Sache zu sprechen," — erwiederte sie mit beklommener Brust — „aber ich muß! . . . Ihr Prinz verfolgt mich mit einer Zudringlichkeit, der ich, ohne die Ehrerbie-

thung zu verletzen, nicht immer auszuweichen verstehe. Meine Stiefmutter . . . sie ist eben auswärts und darum erwählte ich diese Stunde . . . denkt über manches anders, als ich."

Sie schwieg hier eine Weile und sah nachsinnend vor sich hin. „Sie wissen noch nicht alles" — fuhr sie fort, da ich mich eben von meinem Erstaunen erhohlt hatte und das Wort nehmen wollte. — „Ich mußte meine Mutter vor einigen Tagen in einen Galanterieladen begleiten. Ich erschrack nicht wenig, als kurz nach uns auch Ihr Prinz hineintrat. Er verlangte ohne weiteres von mir, ich sollte etwas auf seine Rechnung auswählen. Da ich mich weigerte, forderte er von der Verkäuferinn das kostbarste Stück Band, das im ganzen Laden sich vorfinde, warf dafür eine Rolle Goldstücke auf den Tisch, und wollte mir das Band aufdringen. Ich glühte im ganzen Gesicht und lehnte es ab; aber meine Stiefmutter gab mir einen verweisenden Blick, nahm das Geschenk an, und dankte in meinem Nahmen. Auch ihr hat man hinterher . . . o ich möchte vergehen vor Kummer und Scham! . . . ein Stück Stoff zugeschickt. Mag sie denn thun, was ihr gut scheint; aber dieß Band . . . ich kann, ich darf, ich werde es nicht behalten!"

Sie öffnete nach diesen Worten, mit sichtbarem Zorn, eine durch Ordnung und blendende Reinheit, für die Häuslichkeit der Besitzerinn zeugende Truhe, nahm das noch unaufgerollte Band-

stück heraus und bath mich, es dem Prinzen wieder zuzustellen.

„Es ist nur ein Band" — sagte ich, nicht ohne Verlegenheit.

„Aber ein auf diese Art bezahltes, ein so kostbares! . . . und aus welchen Händen?"

„Könnte für Sie" — erwiederte ich, von ihrem ganzen, sich so schön vor mir entfaltenden Wesen unwiderstehlich hingerissen — „irgend etwas auf der Welt zu kostbar seyn?"

Sie ließ mich nicht ausreden. Sie erhob gegen mich die großen, sonst immer so sanften Augen. Ihr Zorn schien sich auf mich zu richten. Ihr Blick war strafend.

„Sollte ich mich auch an Ihnen geirrt haben?" — sagte sie langsam, und schien dem Weinen nahe.

Ich fühlte, daß ich den Verweis verdiente; ich schien mir selbst gering in diesem Augenblicke; so beschämt hatte ich noch vor keinem Menschen gestanden! Und hätte es noch so viel gekostet, ich mußte mich rechtfertigen.

„Was Ihnen in einem andern Munde" — fing ich an, und berührte sanft ihre ausgestreckte Hand — „der Ton leerer Schmeicheley dünken konnte, war jetzt in dem meinigen der unwillkührliche Ausdruck der wahrsten, reinsten Empfindung. Von dem Augenblick an, da ich Sie erblickte, waren Sie der Gegenstand meiner innigsten Achtung, meiner wärm-

sten Verehrung. Dennoch hat noch nie ein freundliches Wort, nie ein kühner Blick Ihnen verrathen, was in meinem Innersten vorging . . . und sollte ein Geständniß, das mir jetzt unwillkührlich entwischte, dem Manne Ihren Unwillen zuziehen, dem Sie doch noch vor kurzem vertrauten . . .?"

Sie war sichtlich bewegt. Sie sah mir hell unter die Augen. Sie entzog meiner Hand die ihrige nicht. Sie schien eine Thräne zu verschlucken, und lächelte mich doch an.

„Nun ja!" — lispelte sie sanft — „nein! ich irrte in Ihnen nicht! Es schmerzt mich, Sie gekränkt zu haben; aber . . . wenn Sie wirklich ein wenig gut von mir denken, so werden Sie auch um so eher einsehen, daß dieß verdächtige Geschenk unmöglich in meiner Hand bleiben kann!"

Ich bath sie, die Sache ruhig mit mir zu überlegen. Ich stellte ihr vor, daß diese Zurückgabe an sich selbst doch wie Beleidigung, und gerade durch mich fast wie eine schimpfliche Strafe herauskomme. Ich ließ sie bemerken, daß es meine Pflicht sey, die Empfindlichkeit des Prinzen nicht gegen mich aufzureitzen.

Aber ich predigte tauben Ohren, so wenig Sibylle mich widerlegen konnte. Wollen Sie es nicht wenigstens" — sagte sie plötzlich — „für mich aufheben? Ich stehe Ihnen dafür, niemand soll es erfahren . . . und . . . Sie können es mir ja allenfalls bey Ihrer Abreise" . . . sie betonte diese Worte

stärker, inniger, möchte ich sagen . . . „wieder zurückgeben. Vielleicht trag' ich dann minderes Bedenken . . ."

Ich kann nicht läugnen, dieß überaschte mich. Es lag etwas in dem Antrage, das mir wohl that; es lag etwas in der Art, wie sie ihn machte, in dem Blick, womit sie ihn that, das mein Herz schneller hob.

„Ich sollte vielleicht," — sagte ich sanft — „aber ich kann Ihnen dieß nicht abschlagen. Wie aber? fürchten Sie sich nicht, daß ein Geheimniß, welches ich mit Ihnen Theile, mich auch öfter an Sie erinnern, und Wünsche in mir nähren könnte, die . . . ?"

„Wagen wir es darauf, mein Freund!" — antwortete sie mit fast zärtlicher Schalkheit — „ich habe Ihnen nun ein Mahl mein Vertrauen geschenkt. Da, nehmen Sie denn! Ich überlasse Ihnen Alles. Selbst . . . wieder nehmen will ich das Band, wenn Sie es mir anrathen!"

Es war mir, als wenn Sie meinen Händedruck bey diesen Worten erwiederte. Sie begleitete mich sanftlächelnd bis an die Thür, und das erste Glas, das ich mit dem freudigsten Gefühl an der Tafel leerte, war im Innersten meines Herzens der wunderlieblichen Sibylle geweiht!

Sobald ich wieder mir selbst überlassen war, zog ich Sibyllens Wunsch in reifliche Überlegung: Es schien mir allerdings zu ihrer Sicherstellung nothwendig, dem Prinzen sein Betragen zu verweisen und ihm alle Hoffnung zu benehmen. Inzwischen wollte mir doch keine gute Art beyfallen, wie dieß geschehen könne, und zuletzt schien es mir am gerathensten, reine Wahrheit zu sagen. Der Ausweg, den die sittige Jungfrau ohne lange Besinnung gewählt hatte, dünkte mir auch nach der reiflichsten Überlegung immer der schicklichste.

Ich ergriff daher die erste sich darbiethende Gelegenheit, dem Prinzen eine höhere Achtung gegen das weibliche Geschlecht als die erste Pflicht eines echten Cavaliers anzupreisen, und entdeckte ihm ohne Hehl, daß Sibylle durch sein freyes Betragen sich gekränkt fühle; daß sie im Begriff gewesen sey, ihm sein Geschenk durch mich zurück zu senden; daß ich dieses, um seiner Ehre nichts zu vergeben, abgelehnt, daß ich aber nicht umhin gekonnt, dieß Geschenk nach ihrem Verlangen bis zu unserer Abreise in Verwahrung zu nehmen. So lange er hier sey — fügte ich hinzu — könne freylich diese fürstliche Verehrung Sibyllens Rufe, der besonders in ihrem Stande leicht verletzbar sey, nachtheilig werden alsdann aber wolle sie es als ein Andenken seiner, dem Hause ihres Vaters geschenkten ehrenvollen Gegenwart recht gern bey dem übrigen weiblichen Geräth aufbewahren!

Mein Zögling machte anfänglich bey dieser Vorhaltung große Augen, erzwang zuweilen ein vornehmes Lächeln, und geruhte zuletzt die artige Wirthstochter eine Närrinn zu schelten. Er verschluckte die Pille, so gut es ihm möglich war; doch fiel es ihm schwer, seinen Ärger zu unterdrücken, und ich selbst wurde ihm von nun an wieder ein Dorn im Auge.

Hatte ich nun auf diese Weise der guten Sibylle so ziemlich Ruhe verschafft, so erregte sie mir zum Dank dafür desto mehr Unruhe. Ich fühlte zum ersten Mahle die Noth eines Verliebten in vollem Maße, und wußte es recht gut so einzurichten, daß ich manches Mahl von ihr einen Gruß oder einige freundliche Worte davon trug.

Auch schien sie mir dieß nicht eben zu erschweren. Sie stand jetzt, wenn ich kam, weit öfter als sonst mit dem feinen Vortuch am Anrichttisch, und hatte immer, wenn ich früher, als andere, mich einstellte, an der Tafel noch einiges zu ordnen. Brachte ich ihr, was nicht eben selten geschah, einen Blumenstrauß mit, so konnte ich darauf rechnen, daß sie ihn mit süßem Lächeln versteckte. Dagegen erhielt ich eben so oft beym Nachtische irgend eine schöne Frucht aus ihren Händen, was mir denn ihre vertraute Magd getreulich verrieth. Kurz, wir wechselten mit allerhand Höflichkeiten, die, ohne gerade verbindlich zu machen, doch gegenseitige Zuneigung verrathen, und hoffentlich Dir, theurer Eu-

kel und Erbe meiner Papiere! . . . „O Geist meines Urahnen! mit welcher Rührung lese ich diese Worte!" . . . nicht gänzlich fremd seyn werden.

So war denn die Fastnachtszeit herangekommen, welche mit einem glänzenden Mummentanze beschlossen werden sollte. Ich würde mich nicht im mindesten geweigert haben, den Prinzen dahin zu begleiten, hätte er es gewünscht. Allein er bezeigte dazu nicht die mindeste Lust, und begab sich sogar am Abende selbst, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, sehr frühzeitig in sein Schlafzimmer.

Auch ich stand gegen eilf Uhr im Begriff, seinem Beyspiel zu folgen, als der alte Jäger mir eilig entdeckte, eben sey der Prinz, bloß in Begleitung seines Vertrauten, in einem Lohnwagen weggefahren. Er hatte bey diesem Bedienten gegen Abend einen portugiesischen Judenhabit bemerkt, dergleichen Maske damahls sehr gewöhnlich war, ohne Zweifel war dieser für den Prinzen bestimmt.

Ich ging alsbald in das Zimmer des Prinzen, fand dieß leer, sandte sogleich nach einem dem seinigen ähnlichen Anzuge, nahm noch einen Mantel und meinen erprobten pohlnischen Säbel mit, und begab mich eiligst nach dem Ballhause.

Ich war schon eine Zeit lang unter den Masken hin und her gestrichen, ohne den Prinzen oder etwas Verdächtiges zu entdecken, als ich an der

Stimme eines Vorbeygehenden den jüngern Grafen von O. erkannte. Seine Gegenwart war mir nicht wenig erwünscht. Ich öffnete meinen Mantel, und fragte, ob er noch keine der meinigen ähnliche Maske gesehen habe. Er verneinte dieß, und wollte sich von mir trennen.

„Könnten Sie sich" — fragte ich, ihn noch aufhalten — „hier im Fall der Noth wohl einen Degen verschaffen?"

„Wie so?" — erwiederte er stutzend. — „Was soll es geben? . . . Denken Sie, auch mein Bruder befahl dem Bedienten, den Degen in den Wagen zu legen! Waffen zu führen, ist eigentlich hier verbothen . . . Nun, was auch geschehe, ich werde den Degen meines Bruders gut in Acht halten; rechnen Sie, wie es komme, auf meine Hand!"

Die ungewöhnliche Vorsicht des ältern Grafen O. machte auch mir Gedanken, aber so viel ich überlegte, ich fand nirgends Zusammenhang.

Nach ungefähr einer Stunde zog mich Graf Gustav wieder auf die Seite: „Die ähnliche Maske, Ihr Prinz, ist gefunden; er scheint in guter Gesellschaft zu seyn. Gehen Sie dort in das Seitenzimmer!"

Ich trat an die Glasthür; der Prinz und Graf Ludwig bedienten einige Damen mit eingemachten Früchten und süßen Weinen. Drey derselben waren, wie es schien, sehr munter und laut; eine jüngere ganz in weißen Taffet gekleidet, nahm an

dem Gespräche wenig Theil. Diese kam mir sehr reitzend, aber auch sehr verlegen, sehr ängstlich und unruhig vor. In der That schien sie mir nicht in den besten Händen. Ich nahm mir vor, die ganze Gesellschaft auf das schärfste zu beobachten.

Doch dieß war auf die Länge unmöglich. Der Prinz mit seiner Begleitung verließ nach einer Weile das Zimmer, und mischte sich unter die Masken; das Gedränge war nicht gering; sie kamen aus einander. Ich verlor den Prinzen aus den Augen, und entdeckte ihn erst spät, aber nun in einem Domino wieder.

So war ungefähr drey Uhr herangekommen und die Lichter fingen schon an matter zu brennen, als ich an einer Eingangsthür einen niedlich gekleideten Mohren stehen sah. Ich bemerkte sehr genau, daß er auch unter der Larve gefärbt war; alle Umrisse verriethen ein Mädchen. Jetzt schien es mir Zeit, die Rolle des Prinzen zu übernehmen. Ich legte im Auskleidezimmer meinen obersten Mantel ab, knüpfte ein kurzes Gespräch mit einer mir unbekannten Dame an, und gelangte so, wie ganz unabsichtlich, wieder in die Nähe der Schwarzen.

Kaum ließ ich die Dame von der Hand, als die Negerinn mich aufsuchte. Sie schien zu seufzen, gab mir einige Zeichen, und winkte mir, ihr zu folgen.

Ich ließ mich hierzu bereitwillig finden, sie ging voraus. Wir kamen durch finstere Gänge und Trep-

pen. Alles war einsam. Nur ein einziges Mahl glaubte mein aufmerksames Ohr ein Gewisper zu vernehmen, mein Auge zwey in einem Winkel lauernde Vermummte zu entdecken.

In gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, stand ich endlich vor einer Thür, welche die Mohrinn schweigend öffnete. Ein Lichtschimmer drang hervor, und auf einem Ruhebette saß in schwarzer Venetianer Tracht eine Dame, ganz dazu geschaffen, die Sinne, selbst des Unempfindlichsten, zu berauschen. Die sammtene Halbmaske diente nur dazu, die blendende Weiße ihrer Haut desto auffallender zu machen; die ziemlich entblößte Brust war mit mehreren Perlenschnüren geschmückt; an dem Federbusche des Hutes flimmerte eine Aigrette von Edelsteinen.

Ich kann es nicht läugnen, daß mir bey diesem Anblick wunderbar genug zu Muthe ward; aber noch schwieriger ward meine Rolle, als die verführerische Venetianerinn in der Fülle ihrer üppigen Schönheit zu meinen Füßen stürzte und meine Hand mit Küssen bedeckte. „Finde ich Sie endlich wieder, geliebter Prinz!" — rief sie mit dem schmelzendsten Tone — „O wie unendlich hat Ihre Uzelle gelitten, seitdem das Schicksal uns trennte!"

Nun wußte ich ja, woran ich war! Ich faßte die Hand der Dame. „O beruhigen Sie sich, Signora!" — sagte ich mit kalter, unverstellter Stim-

me — „Ich werde dafür sorgen, daß Ihr Schicksal von nun an . . .“

„Jesus Maria! Verrath!“ — kreischte sie mit dem Schrey des Entsetzens, und sank sehr zierlich in Ohnmacht. Beyde Flügelthüren sprangen aus einander. Eine furchbare Gestalt in unscheinbarem, Verwesung duftenden Grabesgewand und rostigem Brustharnisch, schritt herein.

„Elender Sterblicher!“ — rief der schwarze Ritter in schrecklichem Tone, und stand unbeweglich. Das Visier der Sturmhaube trennte sich ab, so daß ich einen grinsenden Todtenschädel mit feurigen Augen dahinter gewahrte. Fast in demselben Augenblicke fuhr mir der Geist nach der Gurgel. Aber so sehr dieß alles geeignet war, auch schon einem Muthigen Furcht einzujagen, so war ich doch zu sehr auf ein Gaukelspiel vorbereitet, um außer Fassung zu gerathen, ja mein Muth wuchs noch mehr, als ich bemerkte, daß dem Höllenfürsten die linke Hand mangle.

Ich entwischte der nach mir haschenden Faust, zog im Nu meinen Damascener, und hieb damit nach dem erdröhnenden Todtenschädel. — „Signor Teufel! heißt ihr nicht Della Spina?“ — rief ich mit festem Tone, und faßte mit Macht den Obertheil des verstümmelten Armes — „Verlaßt euch darauf, auch ihr sollt der Galeere nicht entgehen!“

Jetzt verließ den Betrieger das Vertrauen auf

sein Blendwerk. Er zog ein Stilet und zuckte es gegen mich; allein, als ich ihn einige Mahl mit flacher Klinge derb auf den Blechhandschuh geklopft hatte, ließ er es fallen und verlor plötzlich allen Muth. Er streifte schnell den Todtenschädel von seinem Schurkenschädel, wodurch sich seine Goliathsfigur um eine ganze Kopflänge verminderte, und wollte entfliehen. Doch ich hatte ihn zu fest gepackt. Er riß sich mit mir an eine, auf die Straße führende Hintertreppe, um hinabzuspringen. Ich schrie aus allen Kräften: „Wache! Wache herbey!"

Mein Rufen war fruchtlos. Schon hatte er mich einige Stufen mit hinuntergezogen, als ich auf der Gasse ein Angstgeschrey um Hülfe vernahm. Ich ließ den Elenden fahren. Allmächtiger Gott! täuschte mich nicht alles, so war es die Stimme Sibyllens!

Wie ein Wüthender stürzte ich nach dem Ort, wo die Stimme herkam. Es war noch sehr finster. Ich sah einen Wagen; die weiße Maske rang mit zwey Verlarvten, die sie nach dem Wagen trugen.

Mein drohender Zuruf und einige Säbelhiebe, womit ich die Buben bewillkommte, sprengten sie aus einander. Ich umfaßte die vor Schreck ohnmächtige weiße Maske, und eilte mit ihr nach der Treppe. Aber im Augenblick warfen sich mir drey bloße Degenspitzen entgegen. Immer noch das Frauenzimmer im linken Arme, zog ich mich an die Mauer, und wehrte mich, was ich konnte. Allein

meine Hand fing schon an zu ermüden, als, wie ein Rettungsengel, der brave Graf Gustav auf die Fechtenden eindrang.

Seine Stimme schien ihnen allen Muth zu benehmen; sie entflohen; auch der Wagen jagte im Galopp davon. Von dem Geschrey und Degengeklirr herbeygelockt, drängten sich mehrere Masken um uns her; man brachte Fackeln; die Polizeywache erschien; wir wurden genöthigt, uns sämmtlich in ein Zimmer des Ballhauses zu verfügen. Auf mein Verlangen durchsuchte man sofort alle Gemächer nach der, von mir beschriebenen Gaunerbande. Nur die Mohrinn und einige andere verlorne Kinder ihrer Gattung wurden in einem Nebenstübchen, ziemlich berauscht, aufgegriffen. Auch fand man den, mit einer Spirituscapsel versehenen Todtenkopf und einige, ohne Zweifel der edlen Venetianerinn auf ihrer Flucht entfallene Perlenschnüre.

Die Verwirrung war natürlich zu groß, um im Augenblick nur einiger Maßen ins Klare zu kommen. Mich beschäftigte, sobald ich zu einiger Besinnung gelangte, nur die immer noch ohnmächtige weiße Maske; ihre ganze Gestalt glich Sibyllen. Ich wagte es endlich, ihr die Larve abzubinden; Gott! ich hatte mich nicht geirrt. Es war mir wenig erfreulich, sie hier zu finden; doch fiel es mir unmöglich, ihre Tugend nur im mindesten in Ver-

dacht zu ziehen, — „Gott, wo bin ich?" — sagte sie, und warf die Augen umher. Ich nannte ihr meinen Nahmen. Sie ergriff heftig meine Hand. — „O retten Sie mich!" — bath sie weinend — „Gott! mein Vater! meine Ehre! Schrecklich! was wird man von mir denken?"

Ich beschwor sie auf das zärtlichste, sich zu beruhigen. Ich und der jüngere Graf O. entdeckten uns dem Anführer der Polizeywache. Er kannte den Grafen und die schöne Wirthstochter von Ansehen. Wir versprachen, uns zu jeder Zeit vor Gericht zu stellen, und erhielten die Erlaubniß, Sibyllen nach Hause zu bringen. Man verschaffte uns einen Wagen. Die übrigen Arrestanten, die vorgebliche Mohrinn und ihre Gesellschaft, ingleichen einer unserer Bedienten mit verschiedenen, schon längst verdächtig gewesenen Personen, wurden in das Stadtgefängniß abgeführt.

Ich und mein wackerer Däne, dem ich wahrscheinlich mein und Sibyllens Leben verdankte, brachten die noch immer ganz Trostlose gegen Morgen zu ihrem Vater, den wir eben mit seiner Hausehre bey dem heftigsten, in thätliche Mißhandlungen ausbrechenden Wortwechsel antrafen. Er beschuldigte sie der Verkuppelung seines Kindes, und glich einem Wüthenden. Sein Zorn ging in die lauteste Freude über, als er Sibyllen wieder in seine Arme schloß. Wir riethen ihm, vor allen Dingen für ihre

Gesundheit zu sorgen, und versprachen, ihm alle nur denkbare Genugthuung zu verschaffen.

Nun begaben mir uns jeder in seine Wohnung. Ich fand einen Wundarzt mit Verbindung des Prinzen beschäftigt. — „Wie soll ich Sie nennen, Prinz!" — rief ich, da ich dieß gewahr ward, mit nicht mehr zurückgehaltenem Unwillen.

„Sorgen Sie für sich selbst, elender Heuchler!" — erwiederte er nicht weniger heftig — „man wird Sie entlarven!" — Sein Blut schien zu kochen.

„Kommen Sie zu sich selbst!" — versetzte ich mit innerem Kampf, und begab mich, um mich nicht zu vergessen, auf mein Zimmer.

Da es vollends Morgen war, sorgte ich auf das angelegentlichste für seine Wiederherstellung, ohne doch mehrere Tage lang auch nur ein Wort mit ihm zu wechseln. Er war in drey Finger der rechten Hand ziemlich bedeutend, und ohne Zweifel von mir selbst verwundet. Auch der Graf Ludwig hatte, wahrscheinlich von seinem eigenen Bruder, eine derbe Schmarre davon getragen.

Ich begab mich am Vormittag der Aschermittwoche zu dem Director der Polizey, entdeckte ihm, daß auch der Prinz gewisser Maßen in den Handel verwickelt sey, und bath daher, unter Beziehung auf den ****nischen Gesandten in Paris, um möglichst geheime Fortsetzung der Untersuchung. Er versprach dieß, und gab mir zugleich die angenehme

Nachricht, daß man auch Della Spina, Ramiro und die edle Venetianerinn, eben da sie, um zu entfliehen, in die Postkalesche stiegen, in Arrest genommen habe. Er hatte die größte Hoffnung, auch den übrigen Verbündeten und dem ganzen, wie es schien, gedoppelten Complott völlig auf die Spur zu kommen.

Diese Erwartung ging sehr bald in Erfüllung. Allerdings kreutzten sich zwey Schurkenstreiche, nähmlich eine beabsichtigte Prellerey und eine Entführung. Ich will versuchen, die Hauptfäden dieses Gewirrs in Gemäßheit der geführten Untersuchung und anderer mir bekannt gewordener Umstände ein wenig zu entwickeln.

Die Erziehung des Prinzen ****** war von seiner Kindheit an recht dazu geeignet, um ihn bey reifern Jahren jedem Betrieger, jeder verschmitzten Buhlerinn, in die Hände zu liefern. Er war unter Weibern und Mönchen aufgewachsen, von erstern geschmeichelt und geliebkost, von letztern mit Aberglauben reichlich erfüllt, von seiner Mutter nicht bloß verzogen, sondern fast vergöttert. Als sein Vater ein strengeres Augenmerk auf ihn richtete, war es zu spät, die begangenen Fehler zu verbessern; alle verderbliche Leidenschaften waren schon zu tief eingewurzelt, um ihnen einen Damm entgegen zu setzen, und wäre dieß auch möglich gewesen, so wür-

de doch die Fürstinn L***ta es verhindert haben, da sie den angebetheten Liebling, wenn er nur irgend einen Wunsch äußerte, insgeheim mit den bedeutendsten Summen unterstützte.

Zeitig genug hatten diese Lage der Dinge, Spieler, Schwarzkünstler und andere desselben Gelichters ausgeforscht. Unter diesen befand sich auch Della Spina und Ramiro, die aber, als Meister ihres Gewerbs, sich nicht mit dem Wenigen zu begnügen gedachten, was sie dem Prinzen, ohne in die Hand der Gerechtigkeit zu fallen, im falschen Spiele abgewinnen konnten. Sie begegneten sich anfänglich in Versuchen, den Prinzen auf eine oder die andere Art auszuplündern; doch sehr bald sahen sie ein, daß diese Nebenbuhlerey beyden nachtheilig werde, und fanden daher für gut, sich zu vereinigen.

Es war, da sie mit dem Prinzen in Bekanntschaft traten, auf einen Plan abgesehen, wie man ihn längere Zeit hindurch in seiner Gewalt haben, oder, was dasselbe galt, ihm von Zeit zu Zeit die ansehnlichsten Summen abnöthigen könne. Die Gauner kannten aber seine frühern Ausschweifungen zu gut, um nicht zu wissen, daß theils seine Sinnlichkeit schon zu abgestumpft, theils seine Erfahrung doch schon zu groß sey, um ihn durch irgend eine schlaue Schöne, besäße sie auch die seltensten Reitze, zu sehr reichlichen Aufopferungen zu vermögen. Solchergestalt mußte von dem Gewöhnlichen abgegan-

gen, es mußte ein feineres, weiter umgreifendes Netz ausgeworfen werden!

Dem vorgeblichen Spanier und Genueser recht zur gelegenen Zeit langte daher die sogenannte Uzelle aus Italien an, eine Abenteurerinn, die mit dem glänzendsten Erfolge schon verschiedene Rollen gespielt hatte. Ihre Schönheit war in der That bewunderungswürdig, und wurde nur von ihrer List übertroffen. Als einen kleinen Beweis hievon nehme man vorläufig an, daß die Zauberinn auch in Straßburg während des Fortganges der Untersuchung eine obrigkeitliche Person zu fesseln wußte. Noch ehe sie ihr Urtheil empfing, war sie auf eine unerklärliche Art aus dem Gefängnisse verschwunden.

Kaum hatte sich das auserwählte Kleeblatt zusammengefunden, als die schlaue Buhlerinn einen Plan in Vorschlag brachte, der allgemeinen Beyfall erhielt. Sie hatte ganz vor kurzem bey einem abgelebten italienischen Bischof fast eine ähnliche Betriegerey ausgeführt, und wenigstens eine sehr glänzende Garderobe mit davon gebracht. Der Hauptentwurf bestand in nichts geringern, als den Prinzen mit einer verdammten Seele in eine Liebschaft zu verwickeln, und ihn so zu umstellen, daß er sich bereitwillig finden lasse, für deren Erlösung nach und nach ungeheure Summen aufzuwenden. Die, größten Theils stumme Rolle des Teufels übernahm Della Spina, weil dieser, schon genauer mit dem Prinzen bekannt, leichter zu entdecken gewesen wä-

re; der ehrwürdige Pilger vom Berge Libanon, der das Erlösungswerk der armen Seele übernehmen sollte, fand an Don Ramiro einen um so trefflichern Schauspieler, da dieser, als ein entlaufener Klostergeistlicher, auf Beschwörungen und dergleichen Fratzen sich völlig verstand.

Es fehlte nun nichts weiter, als der Sultanstochter ein anständiges Gefolge zu verschaffen. Eine Kupplerinn, die eine Art von Gesellschaftsdame vorstellen konnte, war leicht ausfindig zu machen. Ein niedliches Zöschen, um des Prinzen Sinnlichkeit schon im voraus aufzureitzen, die sogenannte Zaide, verschaffte Ramiro. Die Kleine war gerade weder zu klug, noch zu einfältig, übrigens zu ihrer Rolle um so geschickter, da sie einige Zeit über als schöne Afrikanerinn bey einer herumziehenden Seiltänzergesellschaft zum Lockvogel gedient hatte.

So kam man denn in kurzem in Ordnung, und alles wäre fein genug angelegt gewesen, wenn nur die spielenden Frauenzimmer nicht zuweilen mehr auf ihren eigenen, als auf den allgemeinen Nutzen gedacht hätten. In der That gelangte in Marseille nur die Mohrinn zu barer Vergeltung ihrer mancherley treuen Dienste, und die Durchlauchtige Uzelle, außer einigen Juwelen und Stoffen, zu einer Unterschrift, welche noch späterhin als ein Wechsel von bedeutendem Betrag, dem Prinzen vorgelegt ward. Doch eben, da der ehrwürdige Pilger einen Hauptstreich anzulegen gedachte, kam die Obrigkeit

der ganzen edlen Compagnie auf die Spur, und nöthigte sie, Marseille bey Nacht und Nebel zu verlassen.

Ob sie den Prinzen nicht sogleich wieder ausfindig machen konnten? ob meine Dazwischenkunft sie vorsichtig machte . . . der plötzliche Tod meines Vorgängers erregte allerdings Bedenklichkeit, ob sich schon nichts beweisen ließ . . . oder ob sie sich nicht eher, als in Straßburg, wieder zusammen fanden? kann ich nicht entscheiden. Die Prinzessinn und Mohrinn waren allerdings in Lyon dem Prinzen auf der Spur gewesen; aber erst bey dem Maskenballe, bey welchem man des Prinzen Gegenwart ohne mich erkundschaftet hatte, war alles wieder im Gange, um den, das erste Mahl verunglückten Versuch zu wiederhohlen.

Ramiro und Della Spina wurden bey Fortsetzung der Untersuchung zu vieler Verbrechen überführt, um nicht zur Brandmarkung und ewiger Kettenstrafe verurtheilt zu werden. Die Negerinn, die gleich bey der ersten Vernehmung so weiß, als irgend eine Französinn, erschienen war, diente eine Zeit lang zur Zierde des Spinnhauses, und besaß, wie man späterhin erzählt hat, nach ihrer Entlassung noch Reitze genug, um einen Mann mit ganz artigem Vermögen zu angeln, dem sie, diesen Schritt zu bereuen, auch keine Veranlassung gegeben haben soll.

Einfacher, aber, wegen der darein verwickelten Personen, mir freylich auch um so unangenehmer, war die Entführungsgeschichte. Der Prinz hatte nach meiner Vorstellung seine Hoffnungen auf Sibyllen nicht im mindesten aufgegeben, sondern seine Pläne nur um so mehr zu verheimlichen gesucht. Verschiedene Annäherungen an sie selbst waren mißlungen, allein desto mehr geglückt waren die Versuche auf ihre Stiefmutter. Diese, durch die Artigkeiten und Geschenke des Prinzen ganz zu seinem Vortheil gewonnen, versprach um so lieber, Sibyllen in seine Hände zu liefern, je mehr sie diese von je her haßte, und in ihr nur eine Beobachterinn ihres eigenen lasterhaften Wandels zu erblicken glaubte. Wie sehr war sie daher erfreut, als sie von dem, so unschuldigen Verhältniß, das zwischen mir und Sibyllen Statt fand, etwas ausspürte; mit welcher boshaften Freude hinterbrachte sie dem Prinzen die Nachricht, daß das, was man ihm standhaft verweigere, seinem Hofmeister im vollesten Maße zu Theil werde!

Der Prinz gerieth bey dieser Entdeckung, die er ganz nach seiner Art auslegte, in die heftigste Wallung. Meine Vorhaltung und die Geschichte mit dem Bande schienen ihm nun erst erklärt. Er wußte nicht, sollte er den Zufall verwünschen, oder darüber jauchzen; auf jeden Fall aber glaubte er sich nun von allen Banden gelöst, und beschloß, Sibyllen, mit Güte oder mit Gewalt, in seine Hän-

de zu bekommen. Er eröffnete diesen Plan seinem vertrauten Freunde, dem ältern Grafen O. und erhielt von diesem das Versprechen der kräftigsten Mitwirkung.

Es mußte nunmehr eine Gelegenheit erdacht werden, Sibyllen aus dem väterlichen Hause, welches sie nur selten verließ, zu entfernen und ohne Aufsehen auf die Seite zu bringen. Der Maskentanz schien diese zu gewähren. Ein Vetter der Wirthinn, oder deutlicher zu reden, ihr Galan, mußte sich erbiethen, Mutter und Tochter auf den Ball zu führen. Man rechnete hierbey auf Sibyllens jugendliche Neugier, weil diese noch nie bey einem solchen Feste gewesen war. Aber man hatte sich geirrt. Sie verweigerte anfänglich standhaft das Mitgehen. Nur als die Mutter mit erheuchelter Vorsorge dem Vater zu Gemüthe führte, das Mädchen komme ja nicht an das Tageslicht und müsse wohl am Ende krank werden; nur als der schwache Alte Sibyllen befahl, der Mutter zu gehorchen, entschloß sich diese endlich dazu. Nebenbey, — gestand mir die Holde späterhin, — sey sie doch auch neugierig gewesen, ob ich auf dem Balle zu treffen seyn werde; und wahrlich, sie war zu gut, um dieß gegen mich bloß als Beschönigung zu gebrauchen!

Kaum erschien Sibylle mit Mutter und Vetter auf dem Saale, als sich einige, dem Anscheine nach vornehme Damen zu ihnen gesellten; dieß waren Freundinnen des ältern Grafen O. unter Aufsicht

einer bejahrten Matrone, zu welcher man auch Sibyllen, wenigstens diese Nacht über, zu bringen gedachte. Einige Herren kamen bald darauf hinzu, worunter sie mit großem Erschrecken auch den Prinzen entdeckte; ja, man hatte sogar den Versuch gemacht, Sibyllen etwas Betäubendes in das Getränk zu mischen, was aber nur in geringem Grade gelang, weil das gute Mädchen aus Ängstlichkeit fast gar nichts genoß.

Erst gegen Morgen war die Mutter zu bewegen gewesen, den Saal zu verlassen. Als sie heraustraten, blieb der Vetter und die Mutter etwas zurück, und Sibylle wurde von den beyden Vermummten nach dem Wagen geschleppt, in welchem die drey Freundinnen des Grafen Ludwig sie erwarteten. Nicht bloß der begünstigte Diener des Prinzen, sondern auch noch zwei Andere von unserm Gefolge, waren theils in diesen Entführungsplan mit verwickelt, und standen theils im Solde Ramiro's und Della Spina's.

Ich habe — sagt mein Urvater, ans Ziel eilend — diese unangenehmen Dinge vorausgeschickt, um mich nun mit desto erleichterterm Herzen dem frohen Ende zu nähern. Ich besuchte Sibyllen noch am Aschermittwoche und dann öfter, was um so leichter geschehen konnte, da der sie zärtlich liebende Vater die böse Stiefmutter gänzlich aus dem Hau-

se entfernt, und mich, den er für den Retter seiner Tochter ansah, außerordentlich lieb gewonnen hatte.

Die holde Sibylle bezeigte mir nicht minder ihre Dankbarkeit auf jede nur denkbare Art, und würde sich von der Unpäßlichkeit, in welche dieser Vorfall sie versetzt hatte, weit früher erhohlt haben, wäre es möglich gewesen, ihr zartes Gefühl über den erlittenen Schimpf zu beruhigen. So große Mühe ich mir auch gab, so fiel es doch schwer, sie anderen Sinnes zu machen. — „Was habe ich verbrochen," — sagte sie immer — „daß mir dieß begegnen mußte? Wer wird es glauben, daß ich unschuldig dabey war? Was kann man von einer Jungfrau halten, bey der man sich so etwas erlaubte?"

Dieß tiefe Gefühl, ich kann wohl sagen, selbst die Bläße ihres Gesichts, machte sie in meinen Augen nur noch liebenswürdiger, und da unsere Heimreise ohnedieß herannahete, ich auch dann sogleich auf meine Anstellung rechnen konnte, so faßte ich den Entschluß, Sibyllen meine ernstlichen Absichten auf ihre Hand bey der ersten Gelegenheit zu entdecken. Ich fragte sie daher eines Mittags, ob ich diesen Abend wiederkommen dürfe, um etwas sehr Ernstliches mit ihr und ihrem Vater zu besprechen?

Es dünkte mich ein sehr gutes Zeichen, daß sie bey dieser Frage auf ein Mahl recht schön erröthe-

te und mir, obwohl mit niedergeschlagenen Augen, ein freundliches Ja ertheilte.

„Werden Sie mir auch diesen Abend eine gleich erwünschte Antwort geben?" — fragte ich, und drückte zum ersten Mahl ihre Hand an meine Lippen. — „Gott!" — antwortete sie tief erschüttert — „wie fragen Sie sonderbar?" Sie legte ihre Hand auf meine Achsel, wollte mir in die Augen sehen, vermochte es nicht, und eilte nach der Thüre.

Ich erhaschte sie noch bey der Hand. „Werden Sie nicht?" — wiederhohlte ich inniger.

„Wir werden ja sehen!" — versetzte sie sanft lächelnd, und zwey der klarsten Perlen rollten über ihre Wangen. Sie entwand sich mir nicht, als ich es wagte, diese schönen Verrätherinnen wegzuküssen.

Daß ich mich nun am Abend wieder einfand; daß ich von Vater und Tochter ein freundliches Jawort davon trug, daß ich in einem halben Jahr meine schöne Straßburgerinn heimhohlte . . . darf ich dir, werther Urenkel, dieß wohl noch des Breitern erzählen?

V.

Das Hochzeitgeschenk.

Otto von D— kehrte, obwohl er vier Jahr auf Reisen, und die zwey letzten davon in der üppigen Hauptstadt Frankreichs verlebt hatte, als ein junger Mann von kräftigem Körper und Geist nach Teutschland zurück, Sein heller, durch Erfahrung geschärfter Blick ließ ihn sehr bald die Fehler entdecken, wodurch, während der letzten Kränklichkeit, vorzüglich aber nach dem Tode seines Vaters, die Familiengüter in Unordnung gerathen und ziemlich verschuldet worden waren; seine Thätigkeit, von eigenen und fremden Kenntnissen unterstützt, brachte es in kurzem dahin, daß von dem Ertrage der ziemlich beträchtlichen Besitzungen, nicht nur die rückständigen Zinsen gehörig entrichtet, sondern auch die erborgten Capitale nach und nach bezahlt werden konnten.

Nun erst, da er der Zukunft ruhig entgegensah, hielt er es für Zeit, sich eine Gefährtinn zu erwählen, die ihm die Freuden des Lebens mit freundlichem Blick würze, die Lasten desselben durch treue

Theilnahme erleichtere. Er hatte Adelheid, des Oberforstmeisters von Z — jüngere Tochter, als ein aufblühendes, hoffnungsvolles Mädchen von vierzehn Jahren verlassen; als eine gebildete, mit allen Reitzen jugendlicher Unschuld geschmückte Jungfrau fand er sie wieder, und schon die, bey einer starken Anzahl Kinder, beschränkten Vermögensumstände ihrer Ältern, schon ihr eigenes Erröthen beym ersten Wiedersehen, würden ihn keine abschlägige Antwort haben fürchten lassen, wäre er auch in jeder andern Hinsicht ein weniger willkommener Eidam und Bräutigam gewesen, als er in der That war.

Gesegnet von Vater und Mutter, von den verheiratheten Schwestern unter Wehmuth und Freude lieblich geschmückt, von den beyderseitigen Unterthanen im eigentlichsten Sinne fast auf den Händen getragen, ging Adelheid an seiner Seite über Blumen zum ländlichen Altar, und es hätte der gehaltvollen Traurede des alten Pfarrers, ihres ehemahligen Lehrers, nicht bedurft, um das auf ewig bindende Ja durch ihre Thränen zu verschönern.

Das Hochzeitmahl war ganz dem Herkommen gemäß, ganz eines solchen Brautpaars würdig veranstaltet. Nur die nächsten Verwandten, und der würdige Pfarrer mit seinem stillbescheidenen Weibchen, saßen in dem, mit stattlichen Geweihen verzierten Saale zur Tafel; aber unten, auf dem von Linden beschatteten Vorplatze des Schlosses, speis-

ten, unter Oberaufsicht des Schulmeisters, die Vorsteher, die Hausväter und die alten Auszügler beyder, nun befreundeten Gemeinden, indeß die Weiber, die jungen Bursche, die Mädchen und Kinder im schönsten Sonntagsschmuck ungeduldig auf den Augenblick harrten, wo auch ihnen vergönnt seyn werde, an der Herrlichkeit des Festes Theil zu nehmen.

Der biedere Oberforstmeister, der nach seiner alten Gewohnheit den Pfarrer erst ein wenig gereitzt, aber ihm dann auch zur Versöhnung wacker die Hand geschüttelt hatte, fand endlich den Übergang von der vierten zur fünften Flasche doch bedenklich, und gab dadurch das, von den übrigen Gästen schon seit einer Stunde herbeygewünschte Zeichen zum Aufbruche. Der Brautkranz ward nun die Beute des ältesten Brautbruders, eines bärtigen Husarenrittmeisters, und in demselben Augenblick sprangen schnell die bey der Tafel aufwartenden Trompeter an die Fenster, um die jetzt freyer aufathmende Weiberschaft und Jugend aus ihrem verhaßten Hinterhalte zu befreyen.

Alle Gäste, die junge Frau, nun mit einem schnell herzugebrachten sittsamen Häubchen bedeckt, in der Mitte, kamen auf den Lindenplatz; unter Vortritt der Dorfmusikanten überreichten die Bäuerinnen eine Wiege und selbstgesponnenes, feines Kinderzeug, die jungen Bursche ein schönes Füllen und Ackergeräthschaften, die Mädchen ein schnee-

weißes Lämmchen, die Kinder Tauben und Blumen. Adelheid gab allen schweigend die Hand. Otto sprach wenige, aber ans Herz dringende Worte, und forderte am Schlusse die ganze Versammlung im Nahmen des Brautvaters zum frohen Mahle und Tanze bis in die späte Nacht auf, wozu auch sogleich Anstalt getroffen wurde.

Schon erklangen Geigen und Pfeifen lustig unter den blühenden Linden; schon hatte Otto und Adelheid, wiewohl vergeblich, den Versuch gemacht, sich vor dem lauten Getümmel in der Gartenlaube freundliche Stille zu flüchten; schon wurden die Lampen des Tanzplatzes angezündet; als ein fremder, ziemlich dürftig gekleideter Livreebedienter mit unverständlichem Geschrey und Fluchen einen Trupp der ländlichen Gäste um sich versammelte. Auch einige der Vornehmern streckten ihre Hälse über den lachenden, lärmenden Kreis; aber alles, was man aus dem gebrochenen Deutsch des mit Händen und Füßen gesticulirenden Volksredners zusammensetzen konnte, bestand darin, daß hinter dem Tannenbüschchen ein verwünschtes Hinterrad morsch entzwey gebrochen sey, und sein guter alter Herr nun heute nicht weiter könne.

„Ey was Rad! was weiter reisen!" — sagte der alte Oberforstmeister, um zu zeigen, daß er auch noch seine Worte zu setzen wisse, und klopfte, sich selbst applaudirend, mit den Fingern auf das strotzende Jagd-Kuppel — „Heute müssen alle Rä-

der in Stücken gehen; heute soll niemand weiter! Komm, mein Sohn, und führe mich zu deinem Herrn!"

Jung und Alt, den gravitätisch einherschreitenden Oberforstmeister an der Spitze, setzten sich alsbald nach dem Wäldchen in Bewegung. Hier lehnte ein leichtes, mit einem Dach von gemahlter Wachsleinwand versehenes Wägelchen an einer jungen Tanne, und schien mit dem seitwärts gebeugten Obertheil recht flehentlich um Mitleid zu bitten; die Speichen des Rades waren nach dem Urtheil der sachverständigen Schirrmeister recht wie mit einer Axt zersplittert; eine lange, hagere Gestalt, im einfachen blauen Überrock, deren beyde Arme das Chiragra zu seinem Wohnplatze erwählt zu haben schien, deren linkes Auge mit einem schwarzen Tuche verbunden war, hielt mit finsterer Miene das magere, eben nicht zum Ausreißen geschaffene Rößlein. Kaum hätte der fremde alte Herr den herbeyeilenden Haufen bemerkt, als er sich mit vieler Artigkeit, doch auch mit leider! sehr geläufiger französischer Zunge, an den Anführer wandte; allein obschon der Oberforstmeister sein ganzes ehemahliges Hof-Französisch stotternd hervorsuchte, so gelang es ihm doch nur mit Mühe, den Alten zu verständigen, daß er heute durchaus nicht weiter dürfe, sondern einen Hochzeitgast abgeben müsse.

Der fremde Papa nahm dieß, weil er ohnedem sehr ermüdet, und die Straße in diesem Lande

auch ganz execrabel sey, mit verbindlichem Dank an, ließ sich von seinem Sancho sogleich Reisehut und Stiefeln ein wenig abstäuben, und öffnete, da das Ausziehen mit vieler Schwierigkeit verbunden schien, seinen Überrock, aus welchem eine Art von Uniform bescheiden hervorguckte. So ausgerüstet, doch von nun an ziemlich wortkarg, setzte er sich mit Hülfe eines tüchtigen Krückenstocks an der Seite des Brautvaters in Marsch, bey welcher Gelegenheit denn zugleich wahrzunehmen stand, daß auch der linke Fuß nicht vollkommen mobil, doch der Hinkende in dieser Kunst nicht ein bloßer Dilettant, sondern ein wahrhaftiger Virtuos sey.

Kaum war man, unter dem lauten Jubel der Dorfjugend, wieder zu den Linden gelangt, als der alte Franzos dem Brautpaar vorgestellt zu werden verlangte. Er stattete dem Bräutigam nur ganz kurz in geradebrechtem Deutsch seinen Glückwunsch ab: der Braut hingegen küßte er mit vieler Galanterie, ja sogar mit einer sichtbar werdenden wohlgefälligen Rührung, die Hand, und sagte ihr halb leise auf Französisch viele, recht ausgesuchte Schmeicheleyen, die ihr jedoch, seines fremden Organs wegen, größten Theils verloren gingen.

Alles eilte nach dieser Unterbrechung wieder rasch zum Tanz und zum Spiel; Otto, an dem der Fremde wenig Behagen zu finden schien, wußte ihm seine Braut bald genug zu entführen: man sah es für sehr natürlich an, daß der steife und ermüdete alte

Papa, der sich vor der Hand nichts als Bisquit und Limonade ausbath, eine Bank unter einer allein stehenden Linde zu seinem Ruhesitzchen erkor, und sich von aller Gesellschaft, die ihn, und die er nicht verstand, möglichst entfernt hielt. Nur erst, da die Zeit zur Abendtafel herannahte, stellte man Berathschlagung an, ob man wohl dem Fremden eine Marschallstafel decken lassen dürfe; was jedoch, da er sich durchgängig als einen Mann vom besten Tone gezeigt hatte, als unschicklich verworfen ward.

Auch fand der Alte die Einladung zur Tafel ganz in der Ordnung, hinkte mit möglichstem Anstand nach dem Eßsaal, und pflanzte sich sogar mit nicht geringer Gewandtheit, einem jungen Lieutenant recht zum Trotz, zwischen dessen schöne Cousinen, zwey der vollesten und kerngesundesten Landfräuleins, die aber kein Wort Französisch verstanden.

Die heiterste Fröhlichkeit bemeisterte sich aufs neue aller Herzen; niemand bekümmerte sich um den alten Franzosen, dessen einziges Auge den jungen Nachbarinnen bey jeder schicklichen Gelegenheit sehr verbindliche Dinge sagte; jeder sprach und scherzte laut oder leise, wie es ihm gut dünkte, und nur da richteten sich schnell alle Augen nach dem Brautpaare, als ein aufwartender Bedienter dem Bräutigam ein wohl versiegeltes Kistchen überreichte, das so eben ein Bothe gebracht habe.

Die ganze Gesellschaft, einen Scherz vermuthend, bestand auf alsbaldiger Eröffnung. Otto

und Adelheid durchschnitten eilig Stränge, erbrachen Siegel, rüttelten am Deckel; der Bediente mußte Hammer und Zange herbeybringen, und als man durch die fast zahllosen Hüllen endlich zu dem Inhalte gelangte, erhob Otto einen einfachen, aus Holz geschnitzten Becher mit der Inschrift: Présent de noces du gueux.

„Jaques!" — rief Otto tief gerührt mit leuchtenden Augen, und küßte den Becher; mit neugierigen, zärtlich fragenden Blicken sah Adelheid den Geliebten an, und ließ sich die Inschrift zeigen; doch kaum hatte sie den Becher gefaßt und ihn, da er wegen seiner unvermutheten Schwere ihre Hand niederzog, etwas stark auf den Tisch gesetzt, als der Boden herausging, und man auf einem rosenfarbenen Kissen zwey brillantene Armbänder vom schönsten Feuer und neuesten Geschmack erblickte. Auf den Atlaß waren die Worte gestickt: A la belle épouse de mon ami.

Man kann sich denken, welche Aufmerksamkeit, welche Neugier von allen Seiten entstand; die gesammten Gäste erhoben sich von den Stühlen, nur der fremde Papa blieb mit beynahe beleidigender Kälte sitzen und sah mit dem Zuge spöttischer Verachtung auf seinen Teller. Otto, dessen vorgefaßter Widerwille gegen den Fremden dadurch verdoppelt ward, maß ihn mit den Augen, und ließ sich nun von seiner schönen Braut und den übrigen Gästen

um so leichter erbitten, den Zusammenhang zu erklären.

„Ja, meine Herren!" — fing er mit schöner Wallung an, indem er zuweilen strafende Blicke auf den Fremden schoß und die Hauptstellen, gleichsam in usum delphini, alsbald ins Französische übersetzte — „ja, meine Freunde und Freundinnen! ein Bettler — Jaques ist der Nahme des Edlen — ist mein innigster Freund, ist — um Ihnen mit wenig Worten Alles zu sagen — der Retter meines Lebens! Mag ich immer vor Ihnen mich eines jugendlichen Leichtsinns anschuldigen müssen; ich scheue diese Erniedrigung nicht, um dem wackern Jaques nach Würden zu lohnen, dessen Hochzeitgeschenk mir stets das theuerste von allen, und meiner Adelheid in meinen Augen stets der kostbarste Schmuck seyn wird!"

„So darf ich auch heute ihn tragen?" — fragte die holde Jungfrau mit schwimmenden Augen, und schnell wanderten die Armbänder von dem rosigen auf den weißen Atlaß ihres Arms. Otto fuhr mit einem Blick, in dem alle Seligkeit der Liebe verschmolzen war, nach kurzer Pause fort:

„Während meines Aufenthalts in Paris führte mich mein Weg fast jeden Tag über Pont-neuf. Dort, jederzeit in einem und demselben Pfeiler, saß ein Bettler, den man, ungeachtet er kaum fünfzig Jahre alt schien, schon seit dreyßig Jahren dort gesehen hatte und durchgängig den alten Jaques nann-

te. Auch mich, wie alle Vorübergehende, sprach er um eine Gabe an. Nicht aus irgend einem besondern Mitleid, sondern um mich nicht aufzuhalten, und weil mir sein Wesen gefiel, warf ich ihm jedes Mahl, wenn ich ihn sah, einen Sou in den Hut. Dieß ward mir und ihm mit der Zeit zur Gewohnheit, so oft ich vorbeyging, fuhr ich wie von selbst in die Tasche, obwohl, wenn ich es auch unterlassen hätte, er mich schwerlich erinnert haben würde. Er wünschte mir immer — ich kann wohl sagen, auf eine recht vernünftige Weise — alles mögliche Gute, verkündigte mir zuweilen die Neuigkeiten des Tages, warnte mich sogar dann und wann; kurz, wir standen nach einem halben Jahre fast in dem Verhältnisse von guten Bekannten, die sich zwar an Stande ungleich, an gegenseitiger Zuneigung aber gleich sind."

„Mein Aufenthalt zu Paris verstrich mir sehr angenehm, ich darf auch sagen, nicht ohne Nutzen. Ich lebte so anständig, als es meine Einkünfte verstatteten, aber nie verschwenderisch, nur kurz vor meiner Abreise ward ich in den Umgang mit einigen jungen Leuten verwickelt, und durch sie, so sehr ich mich bis dahin davor gehütet hatte, erst zum kleinen, bald auch zum größern Spiel verleitet. Meine Vernunft sagte mir, an welchem Abgrunde ich stehe; allein mißverstandenes Ehrgefühl, die Hoffnung, meinen Verlust zu gewinnen, ein unzeitiges Vertrauen gegen meine Gesellschafter, und mein

leichter Sinn, der nur zu oft alles im schönsten Lichte erblickte, ließen mich dennoch die Gefahr nicht vermeiden. Meine sogenannten Freunde waren weniger eigennützig, als ich geglaubt hatte; ich war in kurzem theils ihnen, theils dem Wirth des Hotels, dreyhundert Louis'dor schuldig."

„Unruhiger, als sonst, sah ich jetzt der Ankunft meiner Wechsel entgegen, mit dem festen Entschluß, meine Schulden sogleich abzutragen und meine Rückreise anzutreten. Die Wechsel blieben aus; ich mußte zu Wucherern meine Zuflucht nehmen, und gerieth täglich tiefer in Verfall. Immer muthloser, immer finsterer und stiller, ging ich nun bey Jaques vorüber; sein fest auf mich gerichteter Blick schlug mich nur noch mehr zu Boden; ich machte mich gewöhnlich so schnell von ihm los, als es nur anging."

„Endlich kamen Briefe aus der Heimath, aber sie enthielten, statt der gehofften Anweisungen, womit ich wenigstens das Nöthigste zu decken hoffte, die Nachricht von dem Tode meines Vaters und von der Unmöglichkeit, anjetzt ein mehreres, als hundert Louisd'or Reisegeld, zu übersenden."

„Wahrlich, zu viel stürmte jetzt zugleich auf mich los! Der Tod meines guten Vaters versetzte mich in tiefe Traurigkeit; die erst jetzt mir bekannt gewordene verschuldete Lage der Güter nahm mir alle Aussicht für die Zukunft; der Gedanke, hier — in einem fremden Lande, wo ich keinem mich anver-

trauen mochte, Schulden zu haben, die ich nicht befriedigen konnte, der Gedanke, daß man mich für einen Betrieger halten und mit Arrest verfolgen werde, meine Ehre, meine, sehr unedlen Menschen Preis gegebene Ehre, brachte mich zur Verzweiflung. Je länger ich nachsann, desto mehr verfinsterte sich alles vor mir; je länger ich auf Rettungsmittel dachte, desto unmöglicher schien mir die Rettung."

„Mit einer fast an Wahnsinn gränzenden Melancholie, mit Entschlüssen, die nur die Verzweiflung hervorbringen kann, ging ich eines Morgens, nachdem ich meine Schriften verbrannt und alles, so weit möglich, in Ordnung gebracht hatte, mit hastigen Schritten über den Pont-neuf. Jaques stellte sich mir, zudringlicher, als je, in den Weg. Ich wollte ihn nicht sehen."

„Ein Wort, mein Herr!" — sagte er im flehendsten Tone, und hielt mich zurück.

„Laß mich, guter alter Jaques!" — antwortete ich mit erzwungener Ruhe, die von dem Tone meiner Stimme Lügen gestraft ward — „ich — habe heut Alles weggegeben!"

Er hatte mich besser verstanden, als meine Absicht war. — „Bey allem, was heilig ist, lieber, junger Herr!" — sagte er ernst — „vertrauen Sie mir, was Ihnen fehlt!"

„Wozu kann das führen?" — versetzte ich kalt — „Du wirst mir nicht helfen!"

„Wer weiß! Sprechen Sie nur, mein Herr! Ich kann nicht ruhen, bis ich weiß, was Sie so verändert hat!"

„Hm!" — antwortete ich mit Spott — „lumpige, vier hundert Louisd'or waren das im Stande!"

„Vierhundert! Gut! trefflich! Ich leihe sie Ihnen!"

„Du, Jaques? — Guter Alter, heut' hast du doch wohl getrunken!" — versetzte ich spöttisch.

„Bemühen Sie sich diesen Abend zu mir, und bis dahin — ich beschwöre Sie — unternehmen Sie nichts!"

„Seine theilnehmende Miene, die Festigkeit, womit er dieß sagte, und der Gedanke, daß ja zu Vollführung meines Vorsatzes jeder Augenblick geschickt sey, bewogen mich, den Ausgang abzuwarten. Jaques nannte mir seine Wohnung in einer der entferntesten Vorstädte, und ich gab ihm endlich mein Ehrenwort, ihn mit einbrechendem Abende zu besuchen."

„Nichts hoffend, aber auch nichts mehr fürchtend, erschien ich des Abends in dem bezeichneten Hause. Ich fand Jaques in einem kleinen, doch sehr reinlichen Zimmer, das, wenn gleich mit sichtlicher Sparsamkeit, doch recht nett und artig verziert war. Er selbst trug jetzt einen anständigen Hausrock, und kam mir freundlich entgegen."

„Sehen Sie alles, was Sie hier finden, für

das Ihrige an!" — redete er mich beym Empfang an — „Ich habe weder Kinder noch Verwandte; für mich und meine Haushälterinn langt das, was ich täglich an milden Gaben erhalte."

„Sie können leicht denken, lieben Freunde, daß ich in meiner damahligen Lage kaum wußte, sollte ich den Mann für einen unzeitigen Spaßmacher, oder für verrückt halten. Doch sehr bald überzeugte er mich eines andern. Indem er mich bath, mich einiger aufgetragenen Erfrischungen zu bedienen, hob er unter der Diele einen gewichtigen Topf hervor und setzte ihn mit immer sich gleich bleibender Freundlichkeit, gleichsam zum Desert, auf den Tisch." — „Langen Sie zu, mein Herr!" — sagte er mit ausblitzender Freude in seinen sonst finstern Augen — „Hierin sind gegen fünfhundert Stück vollwichtige Louisd'or: alles, was ich an barem Gelde besitze! Sollten Sie mehr brauchen, so — —"

„Er nahm bey diesen Worten den Deckel vom Topfe; denken Sie sich mein Erstaunen, als ich das Gefäß in der That fast bis zum Rande mit Goldstücken angefüllt sah."

„Verkennen Sie mich nicht!" — fing mein ehrlicher Jaques wieder an — „Ich bin kein gemeiner Bettler, der das Handwerk aus Hang zum Müßiggehen treibt und Dürftigern die fromme Gabe der Mitleidigen stiehlt. Ich bin von edler, doch armer Geburt, und ward, früh verwaist, in meinem

sechzehnten Jahre Soldat. Ich diente unter dem Marschall von Sachsen; ob würdig eines solchen Feldherrn, darüber spreche dieß Zeugniß!" — Er zeigte mir einen Ludwigsorden, der, sauber in Papier gewickelt, auf den Goldstücken lag. — „In meinem zwanzigsten Jahre" — fuhr er fort — „nahm mir eine Kugel den rechten Arm; ich erhielt meinen Abschied und — war nun mir selbst überlassen! Eine Kunst, selbst ein Handwerk, hatte ich nie erlernt; auch würde der Mangel des Arms mir schwerlich erlaubt haben, meinen Unterhalt durch irgend eine andere Anstrengung zu erwerben. Ich versuchte mit meiner Linken das Schreiben; es wollte nicht so glücken, daß ich davon leben konnte. Eine Krankheit, in welche ich aus Schwermuth verfiel, und hinterdrein — eine Art von Trotz, machten mich zum Bettler. Meine Jugend und mein Gebrechen gewannen mir mehr Mitleid, als ich erwartet hatte. Ich erwarb bald nicht nur mein tägliches sparsames Auskommen, sondern legte auch etwas zurück. Da ich mir auf den Fall der Krankheit einen Nothpfennig gesammelt hatte, kam ich auf den Gedanken, das Übrige in Lotterien zu legen. Auch hier wandte mir das Glück seine Gunst zu; ich gewann mehrere Mahl, wenn gleich nicht auf einmahl etwas Beträchtliches. Ich sah dieß als einen Wink der Vorsicht an, ihr Verwalter zu werden. Ich unterstützte meine, in ihrem Gewerbe weniger glücklichen Elendsgefährten, und er=

langte dadurch zwar ein gewisses Ansehen unter ihnen, aber keine uneigennützige Zuneigung. Dieß that mir weh. Ich fing an, mich noch weit mehr einzuschränken, als vorher. Ein Fündlingskind ward das meinige. Ich ließ den Knaben bis in sein sechzehntes Jahr erziehen und unterrichten; da fand sich ein Parlamentsadvocat, der mich überzeugte, daß er nähere Rechte an ihn habe, und den Jüngling in seine Dienste nahm. Dieser selbst — o François! François! wie viel Thränen hast du mir ausgepreßt! — Er dünkte sich bald zu vornehm, um nur dann und wann zu mir zu kommen. An dem nähmlichen Tage, da Sie mir das erste Mahl ein Almosen gaben, ging er, als kennte er mich nicht, vor mir vorüber, und — schämte sich meiner, meiner, der noch jetzt für ihn bettelte! — „Er bedarf meiner nicht!" — sagte ich zur mir selbst, und seine unnatürliche That trieb alles Blut nach meinem Herzen — „Du, allmächtiges Wesen! gib mir einen andern Sohn!" — Kaum hatte ich dieß Gebeth gesprochen, als Sie über die Brücke kamen, und mir mit den freundlichsten Augen eine Gabe in den Hut warfen!"

Otto war bis zu Thränen gerührt, und mußte eine Pause machen. Adelheid, in schöner Vergessenheit, drückte seine Hand an die hochwallende Brust.

Otto begann von neuem: „Sie werden sich nicht meiner schämen" — fuhr mein guter Jaques

sanft fort — „Sie sind unglücklich jetzt — machen Sie dem alten Bettler die Freude, sich von ihm helfen zu lassen!"

„Sie können leicht vermuthen, wie mir in diesem Augenblicke zu Muthe war. Die wunderbare Schickung der Vorsehung, der edle, ich möchte fast sagen, himmlische Blick des Alten, meine schreckliche Lage — ich bedachte mich keinen Augenblick, sein großmüthiges Erbiethen anzunehmen. Mein Vorsatz, ihm die Ursache meiner jetzigen drückenden Lage zu gestehen, war sehr zwecklos: er hatte insgeheim sehr genaue Aufsicht über mich geführt; fast alles war ihm schon bekannt!"

„Ich ließ mir vierhundert Louisd'or von ihm abzählen: ich bath um Feder und Dinte, ein Bekenntniß darüber auszustellen. Allein hiervon wollte der Alte nichts hören. — „Kränken Sie mich nicht — nehmen Sie, nehmen Sie, mein Herr!" — sagte er mit vor Freuden schimmernden Augen — „Sie werden mich nicht hintergehen; und sterben Sie, so — bezahlen Sie dort! Ich brauche nur wenig — und als Sohn sind Sie nun doch einmahl vom Himmel mir zugesandt, Sie mögen auch wollen, oder nicht! Ich bin, bey Gott! ein Ehrenmann, und den geheimen Gedanken, ich sey ihr Vater, können Sie mir doch nicht nehmen!"

„Ja, Vater! Retter und Vater!" — sagte ich weinend und stürzte in seine Arme — „Einen gab

mir die Natur, und da ich ihn verlor, gab mir der Himmel einen zweyten!"

„Erst spät in der Nacht verließ ich die Hütte des wackern Jaques; die Sterne schienen mein Entzücken zu theilen, und zum ersten Mahl wieder sank der Schlaf auf meine Augenlieder."

„Sobald es Tag wurde, bezahlte ich zur allgemeinen Verwunderung alle meine Gläubiger in den schönsten, blanksten Goldstücken, feyerte bey meinem Bettler noch ein von ihm angestelltes Abschiedsfest unter Zweyen, und machte mich eilends auf die Rückreise. Gewiß wäre es nach meiner Ankunft mein erstes Geschäft gewesen, dem edlen Darleiher sofort meine Schuld zu erstatten; allein, da er beym Abschiede ausdrücklich von mir verlangte, daß ich dieß zum Beweis meines Vertrauens wenigstens vor Jahresfrist nicht thun dürfe; so mußte ich damit billig bis ganz vor kurzem anstehen, wo ich denn auch ihm, den ich stets für meinen Vater und Retter mit dankbarem Herzen erkennen werde, mein bevorstehendes Glück im Besitz meiner Adelheid, und den Tag unserer Verbindung zugleich meldete."

„Auch mein Vater sey er!" — unterbrach Adelheid den Geliebten, und füllte den hölzernen Becher mit den köstlichsten Tropfen — „Hoch leben meine edlen Väter, Oberforstmeister von Z — und Bettler Jaques in Paris!"

Die ganze Gesellschaft war ergriffen, und schwang freudig die Gläser; nur der Fremde blieb

noch immer gleichgültig, schob seinen Stuhl zurück und stand mit einem Gesicht, auf dem ungefähr: Viel Lärmen um einen Bettler! in verzerrten Buchstaben zu lesen war, hastig auf.

„Aber, mein Herr! Sie mißbrauchen das Recht der Gastfreundschaft!" — donnerte Otto, der jetzt seine ganze Fassung verlor, und stürzte auf den sich ihm näherenden Fremden —

„Mon ami! ah mon fils!" — erwiederte der Alte, der auf ein Mahl recht ordentlich gehen konnte und das Tuch von dem sehr hellsehenden linken Auge abriß, mit dem zärtlichsten Ausdruck — „O mein Herr! Sie haben mich nicht verläugnet — o meine schöne Braut, Sie haben mich Vater genannt! — Nur davon wollte ich mich überzeugen; nur darum wagte ich diese weite Reise und ließ die Radspeichen in Stücken hauen — —"

Er konnte nicht weiter sprechen. Otto, Adelheid, der biedere Oberforstmeister, alle Gäste bestürmten ihn mit Lobsprüchen und Umarmungen; der dankbare Otto nannte, seine Adelheid küssend, diesen Augenblick den schönsten seines Lebens.

„Laßt mich denn die wenigen Tage noch bey euch verleben!" — sagte der Alte, und zog mit der Linken ein Papier aus dem Busen, indeß alle Anwesende nunmehr die rechte Hand für sehr täuschend aus Wachs geformt erkannten — „Hier, mein Sohn, sind Ihre Anweisungen zurück. Zur Last werde ich Ihnen nie fallen; ich ziehe jährlich zwölfhundert

Livres Renten. Geben Sie mir ein hübsches Stübchen in Ihrem Gartenhause, oder wo sonst ein ehrlicher Bettler den Tod freundlich erwarten kann, und — einst ein Grab neben Ihrem Erbbegräbniß!"

Alle Anwesende, groß und gering, reichten sich still bewegt die Hände. Jaques d'Avry schlummert in der Familiengruft zu D — neben Adelheid und Otto. Der Holzbecher und seine Geschichte wird noch jetzt im Archiv des Geschlechts als ein Kleinod bewahrt.

Inhalt.

	Seite
I. Jung gefreyt.	1
II. Das Münster.	53
III. Verirrungen der Leidenschaft. . . .	99
IV. Das Prinzen-Band.	127
V. Das Hochzeitgeschenk.	191

8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
6
5
4
3